

Liebe LeserInnen,



Ohne die Fremden, die der Tourismusverband jedes Jahr noch zahlreicher ins Land karrrt, wären wir eine arme, menschenleere Bergbauernregion. Die Touristen sind die Garantie für unseren landesweiten Reichtum. Wer die Dörfer im Burgenland mit den Regionen Salzburgs vergleicht, weiß auf den ersten Blick, wovon hier die Rede ist.

Trotzdem und gerade deswegen ist die Frage erlaubt, was dieser überbordende Tourismus und die wirtschaftliche Fokussierung darauf mit Menschen einer ganzen Region machen.

Für die Hoteliers und Tourismusvereine ist es nie genug. Nie genug Bettenauslastung, nie genug Schiliftauslastung, nie genug Schneekanonen oder Wanderwege, nie genug Chalets, Hotels und Pensionen. So meinte etwa ein Hotelier aus Sölden, der gerade sein fünftes Hotel baut, auf die Frage, ob es nicht irgendwann genug Schilifte in Sölden gäbe: „Bist leicht eine Grüne!? Es KANN gar nicht genug Lifte geben. Es gibt noch soviel Landschaft, die wir noch nicht verbaut haben!“

Wir werben mit der Ruhe und unserer Landschaft wie mit Billigfleisch im Supermarkt. Aber, wenn wir alles zubetoniert und von Massen an Touristen verlärt haben, wer will dann noch kommen?

Nach dem ähnlichen Prinzip werden verschlafene und unbekannte Wanderwegen in Zeitungen als Geheimtipp angepriesen, mit dem Resultat, dass am Wochenende darauf die Massen diesen Geheimtipp unweigerlich stürmen?!

Ist es das, was wir wollen?

Ursprünglich war alles ein bisschen anders. Ursprünglich hat der Tourismus die große weite Welt in unsere beschaulichen und abgeschlossenen Bergtäler gebracht. Bis hinauf zum letzten Bauern verirrt sich Menschen, die aus völlig anderen Lebenssituationen und Rahmenbedingungen kamen. Ganz selbstverständlich wurde der Kontakt mit ihnen zu einer Horizonsweiterung für die Gastgeber, die oft aus ihrem Dorf nicht wirklich heraus kamen. Ein guter Tausch für beide Seiten: Auf der einen Seite die Ruhe, Einfachheit und Entspannung von einem hektischen Stadtleben, auf der anderen Seite das anregende Geschenk der bunten, weiten und fremden Welt.

Und was hat sich daraus entwickelt?

Der Glaube an ein grenzenloses Wachstum in einer begrenzten und sensiblen Landschaft?

Die größer werdende Gier von vielen in Konkurrenz mit einer Natur ohne Fürsprecher, einer Stille ohne WhatsApp? Der seelenlose Versuch, den Wert der Natur, den Wert von Begegnungen ausschließlich auf ihre wirtschaftliche Bedeutung zu reduzieren?

Olivia Keglevic, Chefredakteurin



Olivia Keglevic (Chefredakteurin)



Andrea Laimer,
Evelin Hemetzberger



Birgit Dottolo Sara Gerner



Elmar Prokopetz Elisabeth Ebner



Isabella Fredrich

Die Gier nach mehr

- 04 Wenn ein ganzes Tal im Tourismus versinkt
- 06 Salzburg – Meine Stadt?
- 08 Der Feind in meinem Land
- 10 Der Gast ist König – aber wir sind Kaiser!
- 10 Frühshoppen – Sommerzeit ist Zeltfestzeit
- 12 Hereinspaziert, 9 Plätze, 9 Schätze!
- 14 Ein Sommer wie damals
- 16 Hat Reisen ein Ablaufdatum?
- 18 In Gedanken bin ich schon wieder weg ...

Was sagt Mann dazu?

- 20 Es ist wie es ist!

Frauen aus anderen Kulturen

- 22 Die Frauen suchen die Ehefrauen aus

kfb – Regionalteil

- 24 kfb Frauen
- 31 kfb kurz berichtet
- 32 kfb Themen

Glaube und Wissen

- 36 Das Buch Exodus – feministisch quer gelesen
- 37 Ich gebe euch ein neues Herz

Literatur selbstgeschrieben

- 38 Hast du dich schon einmal getraut der Stadt Salzburg in ihr wahres Gesicht zu sehen?

Impressum

der beste service für sie.

- ✓ **Druckservice** Standard (2-3 Tage)
- ✓ **Grafikservice** Express (1-2 Tage)
- ✓ **Webservice**

+43 (0)6221 75 51 kontakt@adless.at

Adless Mediendesign & Druckservice GmbH
Am Kirchberg 1 - 5323 Ebenau

Bamer-Ebner.com
Theater . Design . Zeremonie

Theater & Showinszenierungen
Design, Grafik & Malerei

Wenn ein ganzes Tal im Tourismus versinkt

oder *Wie schön es ist,
mit offenen Armen empfangen zu werden*

Großarl ist eines von vielen Alpentälern, die vorwiegend vom Tourismus leben. Arbeit bedeutet Bezug zum Fremdenverkehr. Jedes Jahr werden in der Zwischensaison Pensionen, Hotels und Bauernhöfe ausgebaut, umgebaut oder renoviert. Diese Familienbetriebe leben alle davon, dass möglichst viele Familienmitglieder ihren Platz im Betrieb suchen und wahrnehmen. Berufsmöglichkeit bedeutet Fremdenverkehr. Interessen, die darüber hinausgehen, können nur persönliche Hobbys sein. Andere Begabungen werden wenig wertgeschätzt. Wer nichts mit dem Fremdenverkehr zu tun haben will, soll sein Glück außerhalb des Tales suchen.

Maria Gruber ist eine seltene Ausnahme. Verheiratet mit dem Besitzer einer Holzbaufirma mit 20 Mitarbeitern, lebt die Familie von Aufträgen für touristische Betriebe. Diese finanzielle Sicherheit, die eine gute Auftragslage bietet, weiß Maria Gruber sehr zu schätzen. Trotzdem hat sie sich nach dem Flüggewerden ihrer Kinder dazu entschlossen, ihren eigenen Weg zu gehen. Sie studierte spirituelle Theologie und machte die Ausbildung zur Krankenhausesseelsorgerin.

frauen.kom: *Maria, du hast dich ganz bewusst dazu entschieden, nicht in den Betrieb deines Mannes einzusteigen. Findest du für deine Entscheidung Verständnis?*

Maria: Natürlich habe ich viel Druck von meinem Umfeld gespürt, weil es eine klare Rollenerwartung gibt: Wenn der Mann einen Betrieb hat, unterstützt ihn die Frau und der Sohn tritt in seine Fußstapfen. Trotzdem wollte ich mir den Luxus erlauben, nach innen zu hören und die Frage zu stellen: Was stimmt für mein Leben, was passt zu mir, was führt mich in die Weite? Das waren meine Entscheidungskriterien. Letztlich trage ich jetzt mit meiner Ausbildung zur Krankenhausesseelsorgerin mehr und auf eine völlig neue Weise zum Betrieb und dem Betriebsklima meines Mannes bei, als dies zunächst absehbar war.

Ich bin auch davon überzeugt, dass meine Ausbildung dem Ort und der Wirtschaft im Tal zugutekommt. Es wird nämlich alles viel zu schnell als Gegnerschaft gesehen, wenn es nicht die gängige Art zu wirtschaften ist, ganz besonders, wenn jemand ein Studium macht, das nichts mit Tourismus zu tun hat ... Da fehlt die Erkenntnis, dass dies ja für die ganze Familie und den ganzen Ort eine Bereicherung sein kann, weil es neue Sichtweisen eröffnet und Ressourcen erschließt. Denn die engstirnige Beurteilung: Das passt zu uns und das passt nicht, wird den unterschiedlichen Fähigkeiten von Menschen nicht gerecht. Da wünsche ich mir einfach, dass

jeder soviel Selbstvertrauen hat, das Seine zu erkennen und auch danach zu leben.

frauen.kom: *Es ist jetzt soviel die Rede von Qualität im Tourismus und man meint damit teurere Angebote. Was bedeutet für dich Qualität?*

Maria: Dass ich das anbiete, was ich gut kann, wofür ich stehe, was mir auch selbst zugutekommt: z. B., wenn ich viel Wert auf gesunde Ernährung lege, dass ich das auch in meinem Betrieb anbiete und damit Menschen anziehe, die das wertschätzen. Da entsteht dann eine Quelle gegenseitiger Stärkung und Kraft. Ich habe für eine Freundin in Großarl ein Hotel gesucht, das sich auf Bioküche spezialisiert, aber ich habe nichts gefunden, weil alle Hotels behaupten, sie würden ohnehin in ihrem Standardprogramm vegetarische Bioküche anbieten ...

Ein anderes Beispiel ist ein junger Bauer, der auf der BOKU studiert und nun seinen ganzen Betrieb auf Schafe umgestellt hat und seine Produkte Großarler Hotels anbietet. Es ist eine schöne Entwicklung, dass sich die Zusammenarbeit zwischen den Bauern, die die Produkte herstellen, den Hotels, die sie vermarkten, und den Konsumenten merklich verbessert. Außerdem ist ein kreativer Bauernladen entstanden, der auch gute Vernetzungsarbeit leistet.

frauen.kom: *Wo siehst du Entwicklungsbedarf?*

Maria: Sich zu trauen zu sagen: Heute mache ich frei, das brauche ich, damit ich nicht vollkommen auslauge. Gerade, wenn alles wie am Schnürchen geht, ist dies die größte Gefahr. Denn ich denke, die größte Herausforderung ist es, im eigenen Leben grundsätzlich wieder mehr ins Sein zu kommen. Auch im Tourismus. Beim Haben schaue ich den anderen nach seiner Nützlichkeit an, im Sein geht es um Begegnungen.



Wenn ein Mensch, egal aus welchem Land, Geld ins Tal bringt, dann ist er willkommen. Wenn er aus dem gleichen Land kommt, aber nichts bringt, also ein Billigtourist ist, ist er nicht willkommen und wird sogar bekämpft.

frauen.kom: *Wo siehst du heute die positiven menschlichen Auswirkungen des Tourismus?*

Maria: Ich denke viel darüber nach, weil ich ja selbst auf einem Bauernhof aufgewachsen bin. Und wir haben immer Gäste gehabt. Uns haben die Gäste mit den unterschiedlichsten Lebensentwürfen ein Stück fremde weite Welt auf unseren kleinen Hof gebracht. Ich habe das als Kind gemocht. Wo hätte ich sonst Weltluft schnuppern können? Wir sind ja nirgends hingekommen. Trotzdem habe ich als Kind vorwiegend die Arbeit gesehen und mitgetragen.

Wenn ich heute auf Urlaub fahre und Gastfreundschaft genießen darf, so richtig genießen darf ... würde es mir jetzt sogar Spaß machen, Gäste im Haus zu haben und ihnen meine Gastfreundschaft zu schenken. Aus der Erfahrung heraus, wie schön es ist, mit offenen Armen empfangen zu werden, Anderes kennen zu lernen. Die Freude und Kraft des wirklichen Gastgebens ist etwas ganz Wunderbares: Der eine darf in vollen Zügen genießen, der andere gewinnt Kraft aus seiner Herz Offenheit. Was gibt es Nähnenderes?

Und so könnte für mich Tourismus sein: Das Wertvolle am Eigenen zu teilen und zu genießen, wie jemand anderer dankbar ist und Kraft schöpft – das fällt auch auf den Gastgeber zurück. Abgesehen von der Dankbarkeit, hier in diesem Land leben zu dürfen, in das andere fahren, um Erholung zu finden.

frauen.kom: *Hast du den Eindruck, dass ihr in Großarl eure Identität bewahren könnt oder dass sie verloren geht mit dem Tourismus?*

Maria: Da muss man genau hinschauen. Ist die Identität nur ein Produkt, das sich gut verkaufen lässt, oder ist sie etwas, das wir aus der Tiefe leben, das uns Kraft gibt? Etwa die Feste im Jahreskreis, z. B.: der Bauernherbst. Ist er noch das Unse-re? Oder machen wir es nur für die Touristen?

Unsere Feste richten sich zu sehr nach den Touristen. Aus dem, was einst Ausdruck unserer Freude und Dankbarkeit für gelungene Arbeit und Gottes Segen gewesen ist, machen wir heute ein Geschäft. Aber es gibt noch den Sinn für die Sonntagsruhe, das Plaudern am Dorfplatz, die nette Gesellschaft am Stammtisch im Wirtshaus nur für uns Einheimische. Da gehen jetzt auch die Frauen hin und das fördert natürlich auch unsere Dorfgemeinschaft. Auch viele Familien pflegen Familientreffen, wobei mir bei allem Gemeinschaftssinn die Freiwilligkeit dabei schon sehr wichtig scheint. Und da sind wir wieder bei dem Thema, der Verschiedenartigkeit. Diese Weite in unserem Dorf wünsche ich mir: Trotz Verschiedenartigkeit, unabhängig von der Leistungskraft, gehören alle zur Gemeinschaft. Wenn etwa die Kinder einen ganz anderen Weg gehen und nichts mit dem Tourismus zu tun haben, so ist das ein Gewinn für die Familie und kein Verlust.

frauen.kom: *Was würde passieren, wenn es keinen Tourismus in Großarl mehr gäbe?*

Maria: Die Kräfte, die jetzt schon rechts und links neben dem Tourismusgeschäft da sind, aber nicht zum Zug kommen, würden plötzlich wichtig werden. Weil diese Menschen, die jetzt nur mit Abstand auf unser Tun schauen dürfen, dann gefragte Ideen für andere Wege einbringen könnten. Und das wäre eine Bereicherung.

Olivia Keglevic



Foto: canastock / Shutterstock.com

Salzburg

Landeshauptstadt – Mozartstadt – Festspielstadt – Unesco Stadt – MEINE STADT?

Salzburg hat eine Fläche von ca. 65 km². Ein Kleinod im Salzburger Becken mit Stadtbergen und der Salzach, die durch die Stadt fließt. Im Gespräch mit frauen.kom sind zwei der ca. 155.000 Einwohner/innen, die in Salzburg leben und arbeiten. Barbara D. und Gerlinde D. sind zwei richtige „Stadtplanzen“, die von klein auf gewohnt sind, sich ihre Stadt mit vielen Besuchern zu teilen.

frauen.kom: Welche Erinnerungen in Ihrer Kindheit verbinden Sie mit einer Besonderheit der Stadt Salzburg?

Gerlinde G.

Ich kann mich noch gut erinnern, dass meine Eltern im Sommer immer einige Festspiel-Aufführungen besucht haben, unter anderem den Jedermann. Da haben sie mich auch einmal mitgenommen. Meine Mutter hat sich dafür extra ein wunderschönes Kleid gekauft. Das fand ich damals etwas ganz Besonderes. (*lacht*) Mehr das Kleid als den Jedermann! Ich kann mich nämlich nur mehr an ihr Kleid und nicht mehr an die Aufführung erinnern!

Barbara D.

Ich lebe im Süden der Stadt zwischen dem Stadtteil Nonntal und der Josefaue. Als Kind und Teenager konnte ich in der Festspielzeit die haute volée in Limousinen (oft im Konvoi) beobachten, die vom Randbezirk Anif auf der Alpenstraße Richtung Altstadt rollte. Das war etwas Besonderes und das habe ich früher mit unserem Stadttourismus verbunden. Heute lässt das massiv gestiegene Verkehrsaufkommen auf der Alpenstraße keine Beobachtung dieser Art mehr zu.

frauen.kom: Was hat sich am Tourismus in der Altstadt seit Ihrer Kindheit verändert?

Barbara D.

Für mich auf jeden Fall die Anzahl der Besucher. Und das nicht nur mehr zu bestimmten Zeiten, sondern fast das ganze Jahr über. Es kommt mir vor, als würde krampfhaft nach jeder Gelegenheit – Todestage, Geburtstage, Jahresfeiern, was immer auch mit Salzburg verbunden werden kann – gesucht, um daraus ein touristisches Event zu machen und immer größere Besuchermassen anzulocken, die sich ja sowieso durch das allgemein günstiger gewordene Reisen und den Boom zum Städtetourismus automatisch erhöhen.

Gerlinde D.

Für mich sind es in erster Linie auch die gesteigerten Besucherzahlen. Was mir jedoch gar nichts ausmacht. Im Gegenteil, ich bin ein Mensch, der es liebt, wenn sich „was rührt“, wenn sich „was abspielt“. Und das MEHR an MENSCHEN ist durch die Altstadtsperren (Poller) an VERKEHR WENIGER geworden. Glauben Sie mir, der hat massiv gestört, nicht die Touristen. Ich habe dadurch viel mehr Wohn- und Lebensqualität gewonnen.

frauen.kom: Was sind noch Vorteile bzw. Nachteile dieser Entwicklung?

Gerlinde D.

Vorteil für mich ist auf jeden Fall, wie viel das ganze Jahr über in der Stadt geboten wird. Seien es die vielen Events, Märkte oder Straßenfeste – DA ist doch auch so viel für uns Einheimische dabei! Wie sehr die Stadt auch außerhalb der Festspielzeiten „lebt“, ist eine Freude!

Barbara D.

Ich spreche jetzt von den „Stoßzeiten“ in Salzburg, die sich für mein Empfinden sehr vermehren.

Wird es an Menschen in einer Stadt zu viel, treten eigentlich nur mehr Nachteile in den Fokus. Das sind erstens der Verkehr (nicht im Altstadtzentrum, sondern in den gesamten restlichen Stadtteilen) für Einheimische UND Touristen. Salzburg ist durch seine Transitslage in Stadt und Land sowieso schon überbeansprucht.

Zweitens ist das, was die Stadt ausmacht, (außer den Festspielen) für Touristen gar nicht mehr zu genießen. Wenn sich nur mehr Massen durch sie wälzen, ist von Flair und Charme eines Kleinods nichts zu spüren.

frauen.kom: Wie stark beeinflusst diese Entwicklung Ihr Leben als Einheimische?

Barbara D.

Konkret fällt mir dazu ein, dass es unmöglich ist, sich mit dem Fahrrad in der Innenstadt zu bewegen. Im Windschatten eines Fiakers war es einmal möglich. Zufällig traf ich gerade da eine Bekannte, die ein paar Worte mit mir wechselte. Da war der Fiaker dann weg, und ich musste mein Rad wieder schieben! Ich hatte es zufällig eilig und erlitt dabei,

dass ich dachte: „Muss die grade jetzt daherkommen?!“

Dass ich mich nicht spontan zum Fürst setzen kann, wenn ICH will. Weil hinter den sowieso immer voll besetzten Tischen in zweiter Reihe „Geier-Grüppchen“ schon am Sprung sind, falls „was frei wird.“

Es sind aber auch Bilder, die mich stören. Würde ich spontan Lust bekommen, in der Kaigasse die Stiege zum Nonnberg hochzugehen, müsste ich mich auf den ihr sitzenden, jausnenden Menschenmengen und ihren Müll durchjonglieren. Ich habe mich einmal missmutig bei einem Freund darüber beschwert. Seine Antwort: „Das ist halt so, wir leben schließlich „davon!“ Hallo, also ich lebe nicht „davon!“ Er meinte, ich sei eine Egoistin. Es bliebe dazu noch genug Möglichkeit, wenn in der Stadt nichts los ist. Er lebt am Wolfgangsee und fände in der Saison auch kein freies Platzerl am See. Da springt er halt dann am Abend zur Abkühlung rein. Wo sei das Problem? Das hat mich schon sehr betroffen gemacht.

Gerlinde D.

Mich beeinflusst diese Entwicklung eigentlich gar nicht. Das Einzige, was mir als Einheimische etwas negativ auffällt, ist, dass sich die Art der Geschäfte verändert hat. Sie sind sehr touristisch geworden. Das war früher besser, denn die vielen Souvenirläden interessieren mich, ehrlich gesagt, herzlich wenig. Ich vermisse zum Beispiel ein kleines gemütliches Café in der Kaigasse, das einem solchen gewichen ist. Und da gibt es noch mehr...

frauen.kom: Sollte man eine Auswahl an Besuchern treffen oder die Stadt bei Überlastung sperren?

Barbara D.

Eine Auswahl an Besuchern treffen, auf keinen Fall! Salzburg ist für JEDERMANN/FRAU offen, und nicht nur für „Gewinnbringende“. Es ist schön, an der Salzach sitzende, junge Leute zu sehen oder auch, wenn sie mit Rucksack bepackt und dem Handy Navi auf eigene Faust unterwegs sind, die Stadt zu erkunden. Aber es fiele mir schon einiges ein, wie die ca. vier Millionen Euro aus den Einnahmen der Kurtaxen in der Stadt einzusetzen wären. Spezielle Vorschläge zur Verkehrsentslastung hätte ich da anzubieten. (*lacht*) Aber das sind Visionen.

Birgit Dottolo

Der Feind in *meinem* Land

Ich sitze in einer Gondel, die mich laut Werbung zum Gipfel der Gefühle bringen soll. Unter mir lange weiße Bänder, die sich ihren Weg ins Tal schlängeln. Bäume stehen nur noch am Rand, die mussten für hunderte Pistenkilometer weichen. Sorry Natur, sorry gute Luft, wir brauchen ein paar Meter mehr zum Planieren der Wiese und dank dem Klimawandel brauchen die Schneekanonen auch noch extra Platz. Und Strom. Und Wasser. Aber diese Gedanken schiebe ich jetzt beiseite, denn ich freue mich auf lässiges Carven, geschmeidiges Gleiten und ... auf die anderen 400.000 Wintertouristen.

Wann sind das bloß so viele geworden? Ich schaue aus der Gondel auf einen wildgewordenen Ameisenhaufen, der sich die Piste hinunter und zu den ersten Skihütten drängt. Den Schock des völlig überfüllten Parkplatzes habe ich mittlerweile überwunden, doch der Anblick der vielen Menschen auf der Piste lässt meine Vorfreude weiter sinken. Ich und drei weitere Insassen sind inzwischen an der Mittelstation angekommen. Zu viert haben wir sehr bequem Platz, ich weiß genau, dass wir innerlich alle hoffen, dass niemand zu uns zusteigt. Und da passiert es auch schon. Ein Mann im Outfit eines Profischifahrers drängt sich im letzten Moment noch in unsere Kabine. Die beiden Gebirgler auf seiner Seite wollen ihm jedoch nicht so recht Platz machen. Schon regt er sich auf.

„Sie sind hier nisch allene aufn Berg, machen Sie doch n bisschen Platz hier!“ Das lassen sich die beiden Einheimischen natürlich nicht gefallen. „Muast di du do so deppat einadränga? Und donn a glei bled daher redn, koan Onstond!“ Ich finde das Ganze, um ehrlich zu sein, ein bisschen lustig und schaue amüsiert zu.

„Wat heißt hier ken Anstand?? Sie haben doch kenen Anstand, dat ist ne Gondel für sechs Personen und Sie sitzen hier egoistisch zu viert!“

Ui, langsam vergeht mir das innerliche Grinsen. Man kann den Hass, der sich hier gerade auszubreiten beginnt, förmlich riechen. Ich bin davon überzeugt, die beiden Einheimischen lassen die Sache jetzt auf sich beruhen, damit die Situation nicht eskaliert.

„Es scheid Deitschn! Do her kuma, saudeppat reden und se gschissn aufführen! Genau deswegen mog eich koana!“

Ok, niemand lässt etwas auf sich beruhen und wir steuern unweigerlich auf eine Katastrophe zu. Der Urlauber springt jetzt in der Kabine auf. „Sie ham se doch nicht alle, Sie sind diejenigen, die sich nicht ordentlich benehmen!“

Einer der Österreicher springt jetzt auch auf. Oh mein Gott, oh mein Gott! Ich kann nur noch mit offenem Mund da sitzen. **Wie klein doch so eine Sechser-Gondel ist...**

„Schleich di hoam, wost heakimst. Soiche Leit wie di brauch ma und woin ma do net!“

Welche Touristen wollen wir denn eigentlich bei uns?

Die Gondel fährt in die Bergstation ein und die Türen öffnen sich. Ich danke Gott innerlich. Der einzig realistische nächste Schritt wäre körperliche Gewalt. Der Deutsche und ich springen aus der Gondel, schnappen unsere Schier und eilen davon. Er schimpft noch ein wenig vor sich hin und weg ist er. Der letzte Satz meiner Landsmänner bringt mich allerdings zum Nachdenken. Welche Touristen wollen wir denn eigentlich bei uns?

Immerhin kommen über ein Drittel der Touristen in Österreich aus Deutschland. Gefolgt von Niederländern, Arabern, Amerikanern, Chinesen und Engländern. Aber die wollen wir ja eigentlich auch nicht, oder? Die Araber schlachten Lämmer in unseren Hotelzimmern, die Niederländer und Engländer betrinken sich auf unseren Hütten besinnungslos, die Amerikaner sind sowieso laute Angeber und die Chinesen besuchen Wien, Salzburg und Innsbruck in fünf Stunden und machen ausschließlich Fotos und davon mehr, als China Einwohner hat. Es ist schon ein zweischneidiges Messer, dieser Tourismus. Viele Menschen im Salzburger Land leben vom Tourismus. Die Gastronomie, die Hotellerie, die Liftbetreiber, aber auch jeder Bäcker, Metzger und Lebensmittelhändler. Ebenso die Bau- und Forstwirtschaft. Wir holzen



Wälder für neue Schigebiete ab und bauen weitere Seilbahnen für mehr reines Pistenvergnügen und um noch mehr Schifahrer auf die Berge transportieren zu können. **Schöpferische Zerstörung nennt man das.** Wie grotesk, dass wir selbst uns jedoch immer mehr nach Ruhe und Idylle sehnen. Einer Idylle, die wir eigentlich vor der Haustüre hätten, die wir selber aber nicht mehr betreten wollen, weil uns einfach alles zu viel wird. Zu viele Menschen, zu viel Wirbel, zu viel Entertainment. In der Werbung das „home of lässig“. Home für Niederländer, Engländer und Deutsche, weniger lässig als lästig für so manch Einheimischen. Und in der Stadt? Da sieht es nicht anders aus. Während sich in den Bergen Schifahrer, Tourengerer und Wanderer tummeln, werden Horden von Touristen aus aller Herren Länder mit Bussen nach Salzburg gekarrt. Jedes Jahr wird zur Adventzeit ab 14 Uhr von einer Anfahrt zum Christkindlmarkt in Hellbrunn abgeraten, da völliges Verkehrschaos herrscht. Ein gemütliches Schlendern durch die Altstadt wird zum Spießbrutenlauf zwischen Fotoapparaten, Selfiesticks und Souvenirständen.

Aber was tun?

Die Touristen beschimpfen und verteufeln, wie es bereits in anderen Ländern passiert?

In peripheren Gegenden „alles für den Gast“ tun, damit die Existenzgrundlage nicht verschwindet?

Wirtschaftliche Alternativen zum Tourismus finden? Ist das so einfach?

Die Preise und damit auch die Lebenshaltungskosten für Einheimische anheben?

Soll und darf der Staat regulierend eingreifen? Sollen Quoten und Obergrenzen eingeführt werden?

Was wünschen uns wir selbst als Touristen von unseren Urlaubsdestinationen?

Evelin Hemetzberger

Der *Gast* ist König, aber **wir** sind Kaiser!

Gäste als Hausfüller.

Mein Mann und ich bewirtschaften in Seekirchen am Wallersee einen Vollerwerbsbetrieb mit Milchkühen. Wir sind Eigenversorger mit Gemüse, Obst, Milch, Eiern und Fleisch. Schon zu Beginn unserer Ehe kam durch die ruhige Lage unseres Hofes am Ende einer Straße und den Proportionen unseres großen Bauernhauses der Gedanke, Gäste als Mieter aufzunehmen. Wir haben zwar selber auch vier Kinder, aber obwohl alle Kinder ein eigenes Zimmer hatten, noch immer zwei Zimmer frei. Diese wurden, so schnell konnte man gar nicht schauen, mit Gerümpel vollgeladen. Da musste was geschehen.

Mit einfachen Mitteln, in Eigenregie und in Eigenbau wurde die Wohnung umgebaut und eingerichtet. Erst als wir alle der Meinung waren, hier würden wir auch gerne Urlaub machen, waren wir zufrieden.

Gespannt waren wir noch wie es uns, als Hausbesitzer, gehen würde mit dem Öffnen unseres Hauses für Gäste. Das mulmige Gefühl, wenn „fremde Leute“ bei unserer Haustüre reingehen und da für einige Zeit zu Hause sind, war am Anfang durchaus da. Da wir aber sowieso offene Leute mit einer gewissen Neugierde für andere Kulturen und Lebensweisen sind, ist das mulmige Gefühl bald verflogen.

Sehr wichtig bei dem Gedanken, mit dem Tourismus auch unser Einkommen etwas zu unterstützen, war uns die Vereinbarkeit mit der Landwirtschaft, die ja immer die Haupteinnahmequelle in unserem Betrieb bleiben wird. Eine einzige Ferienwohnung mit komplett eingerichteter Küche, sodass sich die Gäste alleine versorgen können, war unser Konzept für eine gelungene Vermietung. Ebenso blieb es nur bei dieser einen Wohnung, sodass wir mit der Situation von fremden Leuten am Hof nicht überfordert waren.

Die Freude an den Gästen ist geblieben, aber auch die Freude nach der Saison an dem wieder leeren Haus. Dieses Gefühl,

**Nach
zwanzig
Jahren
können
wir sagen,
unser
Konzept
ist aufge-
gangen.**

dass nun das Haus wieder uns gehört, ist für uns auch sehr wichtig.

Noch etwas möchte ich zum Thema Gästebeherbergung anbringen. Bei der Einrichtung und Ausstattung unserer Ferienwohnung war uns immer wichtig, das Einfache und Normale hervorzuheben. So wie wir als Hausbesitzer unser Leben gestalten, so soll auch unsere Ferienwohnung sein.

So ist der Tourismus an unserem Hof klein und fein zu einer netten Zusatzeinnahmequelle geworden. Die Bekanntschaften und Begegnungen mit den Gästen bringen uns die Welt näher, die wir durch unsere Arbeit mit lebendigen Tieren oft nicht spontan und länger bereisen können.

Unsere Gäste lieben die Einsamkeit und das Unbeschwerte als einzige Gäste am Hof. Wir können ihnen fast alle Wünsche, die sie so haben, erfüllen, aber das immer nach unserem Hausmotto:

„Der Gast ist König, aber ich bin der Kaiser“

M. Endfellner



Foto: Lighttraveler / Shutterstock

Früh**schoppen**

Sommerzeit ist Zeltfestzeit.



Foto: FooTToo / Shutterstock.com

In nahezu allen Gemeinden in unserem wunderschönen Land der Berge und Strome laden die verschiedensten Vereine zu ihren Dorffesten, Waldfesten und Frühschoppen ein. Wie wild werden dann Biertischgarnituren im Arbeitstakt aufgebaut, Dachkonstruktionen gehämmert und gesägt. Jung und Alt arbeiten Hand in Hand, das heißt, Alt rackert und Jung steht daneben und „testet“ schon mal die Schankanlage.

Die Mädls werden zum Putzdienst verdonnert, was natürlich gleich zu feministischen Aufschreien führt. Welch skandalöse Reduktion auf prähistorische Rollenbilder! Immerhin seien sie Marketenderinnen, die in adretter Tracht mit viel Charme, Ausschnitt und Wimperngeklimper die Männer zum Schnapstrinken verführen. Putzen tun sie am Ende dann doch, es muss ja von irgendjemandem gemacht werden.

Nach tagelangen Vorbereitungen ist es endlich so weit. Die Sitzgelegenheiten stehen, die Bar ist prall gefüllt, in der Luft liegt der verführerische Duft von Fritteusenfett. Um Punkt 11:00 Uhr nimmt die örtliche Musikkapelle ihr Plätze auf der Bühne ein und der König des Dorfes, sprich der Bürgermeister, sticht das erste Bierfass an. Der Kapellmeister stimmt **ein zünftiges „Prosit der Gemütlichkeit“** an und eröffnet damit den vormittäglichen Alkoholkonsum, den so bereits Vierjährige als etwas vollkommen Normales erfahren.

Spätestens jetzt werden die Essensstationen gestürmt und Bier und Wein fließt in Litern. Groß und Klein tragen ihren Patriotismus in Form von Lederhosen und Dirndl zur Schau. Mit jedem weiteren Musikstück werden die Krüge hoch, die Krüge hoch, die Krüge hochgestemmt. Exakt alle 30 Minuten ruft der Kapellmeister zu einem erneuten „Prosit der Gemütlichkeit“ auf. Zuprosten und trinken auf Anordnung. Sehr zur Freude der Schankburschen, denn die Vereinskassen füllen sich, je mehr die Gläser sich leeren. Damit der Alkohol nicht zu sehr zu Kopf steigt – man muss ja schließlich noch die Kinder im Auto heimbringen – darf es dazwischen ein Stück Torte und Kaffee sein. Die Ehefrauen der Vereinsmitglieder strahlen mit ihren selbstgebackenen, süßen Versuchungen um die Wette.

In der Zwischenzeit wird nach dem Bürgermeister nun auch der Dorfpfarrer zum Dirigieren der Kapelle benötigt. Ein ganzes Heimatlied lang steht so ein aus Kenia stammender Mann etwas unsicher vor der Truppe und schwingt den Dirigentenstab in der immer gleichen Bewegung hin und her. Wozu braucht ein Festspielorchester eigentlich einen gutbezahlten und hochgelobten Dirigenten, wenn sogar der Dorfpfarrer

aus Afrika das kann? Egal, auf dem Dorf ist das nun mal so, da kann man das einfach.

Mittlerweile ist es 15:00 Uhr Nachmittag und das vierstündige Feiern in der Julihitze hat seine ersten Opfer gefordert. Elternteile zerren ihre Kinder aus der Hüpfburg und gehen nach Hause. Drehen noch einmal um, weil die Schuhe der Kinder noch irgendwo vor der Hüpfburg liegen. Die Musikkapelle spielt sich ebenfalls in Richtung Feierabend, aber **nicht ohne das „finale grande“ mit der inoffiziellen Salzburger Hymne.** Schon nach den ersten Tönen des „Rainermarsch“ wissen die Bürger, welches Verhalten nun von ihnen erwartet wird. Die ersten stehen im Takt klatschend auf, während sich die Mutigeren auf die Biertische begeben und lautstark beginnen mitzusingen. Wurde vorher noch über einen unberechenbaren Donald Trump oder verrückten Kim Jong Un diskutiert, und der Weltfrieden in echter Gefahr gesehen, ist alle Politik nun vergessen. Jetzt gilt es lauthals und voller Inbrunst zu bezeugen, dass „wir siegen oder sterben für unser Vaterland“.

Danach noch ein Absacker an der Bar. Im Verein sonst erbiterte Feinde stoßen Arm in Arm an der Bar an und torkeln dann gemeinsam Richtung heimwärts. **Immer wieder schön so ein kulturell etabliertes Gemeinschaftsbesäufnis mit musikalischer Untermauerung oder wie wir Österreicher sagen: Frühschoppen halt.**

Zugegeben, das ist jetzt sehr überspitzt dargestellt. Man kann von Veranstaltungen wie diesen halten, was man will, doch selbst ich muss zugeben, dass sie auch ein Stück Brauchtum sind. Das Vereinswesen ist ein sozialer Mikrokosmos, in dem nicht selten lebenslange Freundschaften entstehen. Es ist Kommunikation, sinnvolle Freizeitgestaltung für Jugendliche und Treffpunkt für Gleichgesinnte.

Und wenn ich ganz ehrlich bin, erzeugt so ein Frühschoppen auch ein bisschen Heimatgefühl in mir. Deshalb schraube ich meine spitze Feder jetzt wieder zu, senke den erhobenen Zeigefinger und freue mich schon jetzt auf das nächste Grillhendl mit Bier.

Evelin Hemetzberger



Foto: Roland Hochbrugger

Hereinspaziert! – 9 Plätze, 9 Schätze!

Kleinode brauchen die Verborgenheit.

Diese Sendung mit hoher Einschaltquote führte bei mir zu sehr zwiespältigen Gefühlen. Natürlich sind diese traumhaften Bilder in Farbe auf dem Bildschirm eine Augenweide, für jedermann von der Couchkecke aus bequem zu genießen. Aber in meinen Alpträumen sah ich schon die Reisebusse, die sich durch enge Täler schlängeln. Und in aufgewirbelten Staubwolken leuchtete deutlich die Aufschrift „9 Plätze, 9 Schätze!“ quer über die ganze Seite in neonpink und shocking green.

Vorgestellt wurde unter anderem auch das Weisspriachtal im Lungau, durch das die Lonka – ein Gebirgsbach – ungehindert fließt.

Solche Naturkleinode können aber nur Kleinode sein, solange man sie möglichst geschützt im Verborgenen lässt. Zugänglich nur für den, dem es die Mühe wert ist, sie zu finden und zu erwandern.

Im Salzburger Lungau machen sich zu diesem Thema einige Bewohner vermehrt Gedanken. Denn die Region will natürlich tourismusmäßig **anschlussfähig bleiben, ohne sich an den Kommerz zu verkaufen.**

Einer, der sich besonders für den sanften Umgang mit den Ressourcen des Lungau einsetzt, ist Günther Naynar, der Hiasn-Hof-Bauer in Göriach. Als einstiger Absolvent der Kunstakademie weiß er aber auch, wie gut dem Lungau eine zukunftsweisende Aufgeschlossenheit in Sachen Kultur tun würde. Denn an hochwertiger Umsetzung der gewachsenen Bräuche mangelt es keineswegs. Dafür sorgen die vielen Brauchtumsgruppen, Musikvereine, auch die Landjugend ist dabei – sehr kreativ und engagiert. All diese authentischen Feste werden hier von und für die Bewohner der Region veranstaltet, Urlaubsgäste sind natürlich herzlich dazu eingeladen. Aber es wäre noch unvorstellbar, dass Tiere mit dem Traktor wieder zurück auf die Alm transportiert werden, um durch wiederholte „Almabtriebe“ der unersättlichen Event-Gier der Touristik-Branche zu dienen, wie es leider in anderen Fremdenverkehrsregionen bereits üblich ist.

Aber ein verstärktes Klassik-Angebot – auch zeitgenössisch! – würde sich Naynar schon wünschen. Durchaus eingebunden und in Ergänzung zum Herkömmlichem. Als Beispiel nennt er Fritz Messner aus St. Michael, der diesbezüglich sehr aktiv und erfolgreich ist, sowohl musikalisch, als auch mit seinem stets ausgebuchten Sommertheater in der Glashütte. Günther Naynar selber hat vor einiger Zeit zum Eachtlingsfest seinen Heustadl für ein klassisches Musikfest zur Verfügung gestellt und **nach hochkarätigem Kunstgenuss konnten die Besucher im Freien an liebevoll gedeckten Tischen die Hofspezialitäten probieren.** Die begeisterten Gäste scharten sich um den mittig aufgestellten Riesentopf, in welchem auf offenem Feuer die „Eachtling“ blubberten, der kulinarische Schatz des Lungaus, der nur in dieser Lage so besonders gut gedeiht. Ein unvergessliches Erlebnis unter einem sternensüßen Nachthimmel.

Lange Jahre versuchte der Hiasn-Hof-Bauer auch, die Vorzüge der kurzen Transportwege und Verwertung eigener Produkte für den Tourismus umzusetzen und etwa ein frisch zusammengestelltes Bio-Frühstück für Gastronomiebetriebe und Firmen mit Produkten der Lungauer Bio-Landwirte anzubieten. Die Zeit war wohl noch nicht reif für so viel Innovation, die allen gutgetan und den Gästen gezeigt hätte, wie gut der Lungau schmeckt.

Der Ziegenzüchter und Käsemacher befürchtet, dass die sanfte Tourismus-Version auch von den Touristikern zu wenig unterstützt wird, zum Beispiel durch Ausweitung des Talerbus-Angebots. Denn ein überbordender Individualverkehr ist fatal, wie man es auf der Ludlalm am Prebersee bereits erlebt. Dorthin fährt man inzwischen jeden Sommer im Konvoi. Und der See, eigentlich eher eine Lacke, verkraftet diese vielen Menschen auch nicht mehr lange! Sanft wäre auch die Variante „Hüttenurlaub“ oder „Urlaub auf dem Bauernhof“, wenn nicht inzwischen doch fast nur noch Nachfrage nach voll ausgestatteten Hütten und Quartieren wäre, mit Elektrizität, Dusche und WC, auch in entlegenster Lage. Mit dem Auto bis vor die Tür.

Zusammenfassend bleibt für Günther Naynar die heikle Frage nach der Balance zwischen steigenden Besucherzahlen und dem Schutz der Natur, besonders auch der Agrokultur. Ein Umsatzplus macht jedenfalls nur Sinn, wenn es über Qualität und nicht über Quantität erwirtschaftet wird. Das bleibt für ihn die Kernaussage.

Familien mit Kindern schätzen das Miterleben des bäuerlichen Alltags.

Zur Qualität gehöre auch, dass sich der Gast persönlich angesprochen fühlt, sagt dazu Anita Wind, die Bäuerin vom Trinkergut. Dieser liebt es, seine Frühstücksmilch direkt vom Hof frisch serviert zu bekommen, und Familien mit Kindern schätzen das Miterleben des bäuerlichen Alltags. In den heißen Sommern genießen sie die erholsam frischen Nächte. Viele kommen auch nicht nur zum Wintersport, sondern gerne im Herbst zum Schwammerl suchen, Wandern und Relaxen. Es gibt noch viele Wandertouren, wo man kaum einem Menschen begegnet. Leider aber hat ein Hotelier in St. Michael seine Werbekampagne neuerdings auf Motorbiker ausgerichtet, erzählt die Trinkerhofbäuerin. Das ist für ihn und die Motorradfreaks sicher ein Gewinn, nicht aber für Erholungssuchende. Denn das Bundschuhatal, das Almengebiet hoch auf der Nockalm, wird jetzt häufig von dröhnenden Motoren und stinkenden Auspuffrohren gestört, was die Erholung von Mensch und Tier beeinträchtigt.

Und Fritz Messner aus St. Michael, bekannter Musiker der „Querschläger“, meinte in einem Interview zu der Frage, wie sanfter Tourismus speziell im Lungau gestaltet werden könnte: „Mit Augenmaß! Im Fremdenverkehr wollen wir natürlich keinesfalls Nachahmer von „Ballermann im Schnee“ werden. Wir suchen die intelligente Lösung. Angedacht werden könnte der Gesundheitstourismus: Lungenheilkuren (Stollen Ramingstein etwa), moderate Fitness, Vor- und Nachsorge, Gesundheitswochen, Heilfasten...: Mit unserer Werbung sprechen wir Leute an, die intakte Natur, Ruhe, biologische Naturkost suchen und schätzen. Die anderen mögen vorm Tauerntunnel bleiben!“

Elisabeth Ebner

Ein Sommer wie *damals*

Ein Dejavu von unbeschwerten Ferientagen.



Ich schlief und träumte: Samstagvormittag, ich bummle durch die Getreidegasse, ein heißer Hochsommertag. Dirndlgewandete weibliche Wesen mit Einkaufskörben. Der Grünmarkt schütter besucht – herrlich – so viel Platz! Vor dem Festspielhaus stehen – immerhin: Hoch-Saison! Werber mit Händen voller Festspielkarten. Zu Dumpingpreisen – für jeder Frau erschwinglich!! Vorm Triangel fünf vereinzelte Gäste. Der Kellner – ein Novum! – Österreicher! Überschlägt sich vor freundlichem Entgegenkommen. Auf den sonnendurchfluteten Stadtplätzen für die Einheimischen viel Platz zum Bummeln, und im Tomaselli: Für drei Gäste ein Kellner, wenn das nicht ein Service ist!

Jetzt fahr ich aus der Altstadtgarage und anscheinend haben die Verkehrs-Sheriffs vorm Neutor plötzlich Zeit, in ihre Handys zu starren und Zigaretten zu rauchen. Und wirklich, sehr schwaches Verkehrsaufkommen auch im gesamten Stadtgebiet, Welch Vergnügen! Wahrscheinlich sind alle an den Salzkammergut-Seen, bei dieser Hitze! Und da seh ich mich auch schon, mit meiner Badetasche bestückt, die rote Vespa besteigen. Wenig Verkehr, da geht sich ein gemächlicher Umweg über die Faistenau locker aus. Mit flatternden Haaren brause ich durchs Dorf und wie in Zeitlupe registriere ich an vielen Beherbergungsbetrieben Hinweisschilder: „Zimmer frei!“. Im schattigen Gastgarten des Wirtshauses spielt die Dorfkapelle zünftig auf. Die trachtlerisch gekleideten Bauern aus der Region genießen den Frühschoppen, fast ganz unter sich. Ohne anmaßendes: „Frau Oberin!! Tempo! Wo bleibt mein Bier!?“ und „Jetzt machnse aber ma hinne, jute Frau!“

Und schon biege ich in die Wegschleife ein, die in großem Bogen runter zum Schloss Fuschl führt. Ruhig liegt das prächtige Anwesen vor mir, einige Nobelkarossen parken im schattigen Entree.

Auf der Sonnenterrasse ein angemessen freundlicher Empfang, leises Gläserklirren und gedämpfte Unterhaltung. Der Geruch nach sauberer Luft, gefiltert von dem smaragdfarbenen See und seinen Gestaden weht vom Ufer herauf. Ungetrüb von Parfum- und Sonnencreme-Duftwolken. Keine 5-Stern-Badenixen mit ihren Finanziers unten am Strand zu sehen. Getigerte Hauskatzen räkeln sich ungestört auf aufgeschichteten Holzstößen und genießen die Wärme. Und da! Ein Hund! Kein chinesischer Chihuahua oder afghanischer Windhund, nein – MEIN tropfnasser Dackel Waldi! Marschierst ungeniert an verschiedenen Stellen der Badeveranda in den See, ohne dass sich jemand über den „unerzogenen Köter“ aufregt.

In meinem Traum werden die Bilder jetzt immer lebendiger: *Ein Dejavu von unbeschwerten Ferientagen.* Von im Fuschlsee treibenden Holzruderbooten mit schleifenden Rudern. Stundenlanges Liegen auf den Planken in der Sonne, mit müßig ins Wasser hängenden Füßen. Weil „Zeit“ damals noch nicht nur „Geld“ war. Spaziergänge durch den Mirabellgarten, im Dirndl, ohne von Horden fernöstlicher Touristen mit gezückten Kameras „gestellt“ zu werden. Bei Schnürlregen jederzeit ein trockenes Fluchtplätzchen finden im Tomaselli – auch im Sommer ...

Grad versuch ich krampfhaft, das sich einstellende behagliche Gefühl festzuhalten – da:

Ich erwachte und sah:

Ui, so spät! Schnell raus aus den Federn, geduscht und rein ins bereitgelegte Dirndl. Ausparken wird schwierig, ein Doppeldeckerbus aus der Tschechei versperrt mir die Ausfahrt. Endlich durch die enge Lücke geschlüpft, dann dauert es, mich in die endlose Kolonne von Autos einzureihen, um im Schrittempo irgendwann vor der heillos überfüllten Mönchsberggarage anzukommen. Samstagvormittag, Festspielzeit, was hatte ich erwartet!? Warten, bitte warten.

Schaff ichs noch vor Büroschluss ins Festspielkartenbüro ... sonst sind die Karten wieder weg! Am Garagenausgang gleich die obligaten rumänischen Bettler, das auch noch! Eine Attacke auf mein christliches Gewissen ... an jeder Ecke Spendenaufrufe – wo eh die Opernkarten finanziell schon kaum zu stemmen sind! Ich gerate in eine asiatische Reisegruppe – man umkreist mich und will sich mit mir fotografieren lassen – meine Salzburgertracht mit dem Federhut hat's ihnen halt angetan. Jetzt wird's zeitlich eng, vor allem, da ein Fiaker auch noch den Weg versperrt und der fluchende Kutscher die Fußgänger anherrscht, zurückzutreten. Ich kollidiere mit einem indischen Jungen, der grad eine schmelzende Mozartkugel auswickelt – patsch, mit schokoladigen Fingern hält er sich an mir fest. Mein Seidendirndl! Ich muss weiter – grad noch zum Schüttkasten geschafft – uff! Im Kartenbüro sind dann meine telefonisch reservierten Karten

schon anderweitig vergeben. In dieser Kategorie müsse man schon rechtzeitig abholen – nächstes Mal ein Abo zu vier Veranstaltungen nehmen, dann habe man eher Chancen.

„Und, wie jetzt, Jedermann-Karten? Gute Frau, die sind schon übers nächste Jahr hinaus ausgebucht!“ Verschämt ob meiner aufgedeckten Naivität trolle ich mich. Bei donnernem Glockenklang aus dem nahen Dom schlendere ich in Richtung Rupertinum, das heißt: Eher drücke ich mich an der Wand entlang, umschwirrt von babylonischem Sprachgewirr in dichtem Gedränge. Oh, diese Hitze, dieser Durst! Im Triangel ein kühles Getränk, das wird die Erlösung. Ob etwas frei ist, kann ich nicht sehen – eine Menschentraube verstellt die Aussicht. Ein Tourist, offenbar wieder einmal informierter als unsereins, erklärt mir, dass Rrrrrrolando Villazon eine Autogrammstunde abhält, alle Sitzplätze ausreserviert.

Beim Würstlstandl hab ich Glück, ein Bekannter von mir ist grad in erster Reihe am Ordern, ich ruf ihm, krächzend vor Durst, meine Bitte zu und so find ich mich endlich glücklich mit einer eiskalten Cola wieder im (nur zu ahnenden!) Dunstkreis Rolando Villazons ein, setze mich zufrieden auf ein letztes freies Plätzchen auf den Gehsteig.

MEIN Salzburg, an einem Samstagvormittag. Zur Festspielzeit! Ich schlürfe mein Getränk und streichle versonnen das Fell eines chinesischen Shih Tzu, der am Ende einer schmucksteinglitzernden Leine hängt, deren anderes Ende sich zwischen den vielen Beinen verliert.

Elisabeth Ebner



Hat Reisen

ein Ablaufdatum?

Ich scrolle mich im Internet durch Urlaubsfotos, bin beeindruckt und erstaunt, wie weit man heutzutage wegfahren kann. Zwei weitere Freundinnen sind gerade von ihrem Auslandssemester zurückgekommen, bei einer handelte es sich dabei schon um das zweite Semester außerhalb von Österreich. In solchen Momenten sitze ich auf meiner Couch und es packt mich die blanke Angst – verpasse ich hier gerade etwas? Sollte ich mir die tausend Angebote für ein Auslandssemester doch nochmal ansehen, um endlich die Welt zu entdecken? Läuft mir die Zeit dafür davon? Und schlimmer noch: Hat Reisen ein Ablaufdatum?

Wie die Autorin Anna Seghers einmal schrieb, werden in den Ferien nur Abenteuer erlebt, um einen tollen Schulaufsatz darüber schreiben zu können. Dieses Erleben, um dann etwas Außergewöhnliches präsentieren zu können, hat sich durch die sozialen Netzwerke noch verstärkt. So singt der Rapper Alligatoah in „Wie Zuhause“ davon, dass kaum noch jemand etwas zu berichten hat, weil man die gesamte Reise schon in den sozialen Medien mitverfolgen konnte. Die tatsächliche kulturelle Erfahrung

scheint immer unwichtiger zu werden, weit gereist wird vorrangig wegen Prestige und fabelhaften Fotos für die sozialen Netzwerke. So kann ich mich an keinen Lebensabschnitt erinnern, in dem es nicht wichtig war, wo man seinen Sommer verbringt. Meine beste Freundin in der Volksschule, deren Mutter in einem Reisebüro arbeitete, entdeckte bereits in diesen vier Jahren fast ganz Europa. **Dass meine Eltern und ich nicht so weit wegfuhrten, hatte mehrere Gründe.** Wegen einem Umzug stand nicht sonderlich viel Geld zur

Verfügung und auch meine Eltern verspürten nie den Drang, weit wegfahren oder wo hinfliegen zu müssen, der Ort war immer egal, es ging ihnen nur um die Zeit, die wir miteinander verbringen konnten. Meine Kindheitssommer waren trotzdem großartig, wir fuhrten oft für eine Woche auf eine Alm, auf der es keine Dusche gab, sondern nur einen Brunnen. Der Leonsberg, der riesige Wald, die Kühe, die Wiese, das Essen auf der Herdplatte eines Ofens, den man selber einheizen musste (!), waren für mich als Stadtkind der ab-

solute Höhepunkt. Außerdem wurde mir dabei das erste Mal die Bedeutung von Ruhe wirklich bewusst.

Meine Klassenfahrten haben mich bezüglich dem „kulturellen“ Reisen ziemlich negativ geprägt.

Obwohl ich an der Organisation nicht einmal beteiligt war, fand ich sie schon furchtbar anstrengend. Es wurde unter den Schülern und Schülerinnen wegen dem Programm gestritten und Lehrpersonen ermahnten uns immer, dass es sich dabei um keinen Shopping-Urlaub handelte. In der neunten Schulstufe gab es dann sogar eine Ortsänderung, denn niemand wollte nach München fahren, zu unspektakulär, daher wurde es Prag und viel Zeit im Reisebus. Bei allen Klassenfahrten bin ich entweder krank geworden oder schon krank mitgefahren. Während den Reisen wurde ich durch Kultur, Bildung und Schlaf gehetzt. Im Studium wird man dann mit weiteren Angeboten bombardiert, Auslandssemester sind bis auf die Kursanrechnungen keine Hürden mehr. Fachhochschulen werben damit, dass man einen Teil des Studiums fix im Ausland verbringt und es gibt scheinbar keine Grenzen mehr: Australien, Südkorea, Mexiko. Aber ich will nicht.

Dabei hasse ich es gar nicht, zu reisen.

Ich verspüre einfach nicht den Drang danach, die Welt sehen zu müssen. Zumindest nicht die ganze. Und nicht in kürzester Zeit. Schon allein, wenn ich weiß, ich darf mir diesen Ort noch mit tausend anderen Touristen teilen, möchte ich gleich wieder nach Hause. Aber die meisten aus meiner Generation scheinen da anderer Meinung zu sein und das ist auch ihr gutes Recht, aber sobald das Argument fliegt, dass es dafür später keine Zeit mehr geben wird, möchte ich mich eingraben. Warum sollte es später zu spät sein, wenn ich jetzt noch gar keine Lust dafür entwickelt habe? Wieso ist die beste Zeit des Lebens scheinbar nur dann, wenn man jung und kinderlos ist? Ob ich es irgendwann bereuen werde? Ich denke nicht. Denn ich lebe meistens so, wie ich es möchte und genieße das. Vielleicht kommt mein Reisefieber noch, wer weiß, es ist auf alle Fälle gut zu wissen, dass ich nicht eingeschränkt wäre. Es gibt so viel, dass ich erfahren und entdecken möchte, über mich selbst und über die Welt, ich lerne wirklich gerne etwas über andere Kulturen, aber dafür brauche ich genügend Zeit, in der mich niemand hetzt. Und warum sollte ich mir die Zeit nicht nehmen dürfen? Ich bin ein langsamer Mensch und ich bin es gerne.

Mir ist es lieber, wenige Orte zu sehen und die dafür wirklich intensiv erlebt zu haben. Also, falls ich mich von meiner Couch und meinen Büchern lösen kann, werde ich mich sicher mal auf Rom, Paris oder London stürzen, zumindest nachdem ich mir Eisenstadt einmal angesehen habe.

Sara Gerner

Foto: KatrinKat / Shutterstock



In *Gedanken*,
bin ich *schon wieder weg* ...

Über den positiven Effekt des Kofferpackens auf das seelische Wohlbefinden

Alle kennen die Symptome, viele sind betroffen und ich leide massiv darunter. Reisefieber, Fernweh und Wanderlust sorgen regelmäßig dafür, dass ich am liebsten sofort packen und das Land verlassen will. Denn bei allem Für und Wider bereichert eigentlich jede Reise das eigene Sein – auf eine ganz besondere Art und Weise.

1. Reisen macht schlau.

Andere Länder, andere Sitten, andere Menschen, andere Landschaften, andere Gerüche und andere Sprachen. Reisen bildet gleich in mehrfacher Hinsicht. Egal, wohin der nächste Trip gehen soll: er beginnt in der Regel mit Recherche. Die Infosuche kann ins nächste Buchgeschäft, ins Internet oder Reisebüro führen. Auch Bekannte oder Verwandte sind begehrte Anlaufstellen, wenn es um Tipps aus erster Hand geht. Für meine Reise nach Indonesien trug ich so viele Informationen zusammen, dass ich letztlich sogar die Kontaktdaten eines deutschsprachigen Arztes auf Bali, ein vor allem Gekreuch und Gefleuch schützendes Mikro-Moskitonetz und den besten Insektenschutzspray aller Zeiten in die Hände bekam.

Eigentlich ist jeder Versuch, sich befristet woanders aufzuhalten, zwangsläufig mit dem Sammeln von Erfahrungen verbunden. Das können gute sein oder aber auch schlechte. Aus beiden lernt man mit Sicherheit fürs nächste Mal. Wäre mir nicht vor Jahren im Zug auf dem Weg zum Flughafen – übrigens zwischen Linz und St. Pölten und nicht in Dschibuti – mein Koffer abhandengekommen, würde ich wohl auch in Zukunft nicht sonderlich darauf achten, ihn immer im Blick zu haben.

2. Reisen ist wie eine gute Pizza.

Das passt gleich wie die Faust aufs Auge, wenn man an Bella Italia als Reisedestination denkt. Aber gemeint ist etwas anderes. Denn wie soll eine gute Pizza sein? Größer als der Teller natürlich, also quasi über den Tellerrand blickend. Ergo: Auch beim Reisen sollte darauf geachtet werden, den eigenen Horizont zu erweitern. Das geht auf der heimischen Almhütte ebenso wie am Strand oder Nordpol. Hauptsache raus aus der eigenen Komfortzone und auf ins Unbekannte! Dank Globalisierung ist die Chance, etwas neu zu entdecken, mittlerweile gleich null. Es reicht aber schon, einfach mal abseits der ausgelatschten Touristenströme zu wandern, in landesüblichen Unterkünften anstelle von All-Inclusive-Festungen abzusteigen und in den Alltag der Einheimischen einzutauchen. Wichtig ist, bei der Planung daheim und im Urlaub vor Ort Augen, Nasen und Ohren offenzuhalten. Dass ich in einem Riad – einer traditionellen marokkanischen Privatpension - inmitten der Medina von Marrakesch mehr vom Flair der Stadt erlebe als im Hotelbunker am Stadtrand erklärt sich von selbst. Wenn die Besitzerin vom Riad dann noch – wie ein meinem Fall – zum gemeinsamen marokkanischen Kochen einlädt und zeigt, wie sich ein Sommerkleid einfach selbst nähen lässt, geht der Teller über und der Kopf ist voller Souvenirs.

Wer zwecks Verständigungsprobleme auf Nummer sicher gehen will, kann sich an den vielen Auswanderern orientieren, die es auf (fast) jedem schönen Fleckchen unserer Erde gibt. So hat mir die Unterkunft bei einer Deutschen auf einer kleinen Insel im Indischen Ozean den Besuch auf einer Dorfhochzeit ermöglicht – mitsamt Erklärungsversuchen über den doch etwas unüblichen Ablauf der Feierlichkeit.

3. Reisen macht mutig.

Manche planen von Haus aus gerne waghalsige Abenteuer. Andere sammeln durch das Verreisen Schritt für Schritt mehr Mut und trauen sich dadurch auch im Alltag viel mehr zu. Eine Empfehlung, die weniger mit Mut als mit Selbstvertrauen zu tun hat, ist das Reisen ohne Begleitperson. Der Vorteil ist klar: Man muss sich an nichts und niemandem orientieren und findet dadurch wieder ein bisschen zu sich selbst.

Wer glaubt, alleine reisen sei langweilig oder mache einsam, den muss ich enttäuschen. Gerade wenn man nur mit seinem Alter Ego tourt, geht man gerne mal offener auf Menschen zu – sofern man überhaupt daran interessiert ist, mit anderen ins Gespräch zu kommen. Bei meiner großen Reise ganz allein wollte ich zu Beginn einfach nur meine Ruhe haben. Das Fazit dieses Abenteurers: Ich bin mir meine liebste Reisebegleitung.

4. Reisen befreit.

Ich gebe es zu: Bevor mir das Reisen eine gehörige Portion Freiheit verpasst, sorgt es erst einmal für Stress. Reiseapotheke besorgen, Kofferpacken, Proviant vorbereiten und Reiseroute planen. Auf dem Weg zum Ziel meiner Träume beginnt langsam der Entspannungsmodus. Und wenn ich dann endlich am Ziel angekommen bin, kann ich durchatmen und mich voll und ganz auf Ferien im Kopf einstellen. Ich finde es super, fernab von Medien aller Art einfach in den Tag hineinzuleben. Da wirken die Sorgen des Alltags mit ein bisschen Abstand plötzlich nicht mehr ganz so groß. Das schönste Freiheitsgefühl hatte ich übrigens nicht am Ende der Welt, sondern in den heimischen Bergen. Als ich an einem heißen Sommertag nach einer mehrtägigen Wanderung schon recht erschöpft war und der Weg bergab kein Ende nehmen wollte, tat ich das, was ich schon immer tun wollte. Ich setzte mich einfach in das Bacherl, das die ganze Zeit nebenbei dahinplätscherte. Mein Begleiter konnte es nicht fassen, ich aber hatte plötzlich wieder Energie und fühlte mich – wenn auch nass, so doch ziemlich frei.

5. Reisen macht nachdenklich.

Es gibt anscheinend Menschen, die das in ihren Alltag integrieren: das bewusste Innehalten und Reflektieren über das, was war und das, was sein wird. Mir gelingt das nicht. Job, Familie, Freizeit, Beziehung sorgen für einen straffen Zeitplan. Und wenn darin mal ein Loch auftaucht, möchte ich das nicht auch noch mit geistiger Arbeit füllen. Eine Reise hingegen ist für mich immer Anlass, genau in mich hineinzuhören. Der Tapetenwechsel bringt nämlich auch einen Gedankenwechsel mit sich. Inspiriert durch die schöne Aussicht auf das nie enden wollende Meer oder die untergehende Sonne in den Bergen schweifen die Gedanken ab. Große Fragen über das Leben, die Liebe und die nächste Reise scheinen auf einmal beantwortbar. Wenn ich so recht darüber nachdenke, habe ich alle wichtigen Entscheidungen letzten Endes auf Reisen gefällt. Und eines ist sicher: In Gedanken bin ich schon wieder weg.

Andrea Laimer

Es ist wie es ist!

Jedermann, der Tod und die gnadenlose Sommerhitze.

Langsam und verstohlen öffnet er den obersten Kragenknopf, denn es ist kaum mehr auszuhalten, am Salzburger Domplatz. Eigentlich ist er nur wegen seiner Frau Marianne da. Sie hat die Freikarten von der Lagerhaus-Gerti bekommen. Er hatte mit der Sache ohnehin nichts zu tun, er war nur ihretwillen mitgegangen. Mitgegangen, mitgehangen! So kam es ihm vor, bei dieser Hitze am Domplatz.

Die Lagerhaus-Gerti hatte den Jedermann schon zweimal gesehen, die wollte nicht mehr. Er wollte eigentlich auch nicht! Das Haus ist voller Sommergäste, die Wiesen frisch gemäht, der Ferguson macht schon längere Zeit komische Geräusche und die zwei neuen Rehböcke in seinem Revier ließen ihm auch keine Ruhe mehr! Er war wirklich nur wegen seiner Mariann' hier! Noch dazu sitzt keiner im Mauthäus! Das wurmte ihn am meisten. Wozu hatte er die Forststraße zu seiner Alm auf eigenes Risiko bauen lassen, wenn ihm jetzt die Maut durch die Lappen ging? Noch zwei Knöpfe und es war ein wenig erträglicher. Das war der erste und letzte Jedermann, das schwor er sich, und das würde er auch der Mariann' sagen! Im Müllner-Bräu gäbe es wenigstens Schatten!

Die Mariann' gefiel ihm heute besonders. **Das lange Dirndl stand ihr so gut.** Warum sie schon zum zweiten Mal mit den Tränen kämpfte, konnte er nicht verstehen. Es ist ja nur ein Theaterstück, das ist nicht echt, was soll da

zum Weinen sein, sagte er sich. Na, ja Weiberleut' halt! Aber spielen tun's nicht schlecht, da in Salzburg!

Die Mariann' war seit jeher eine tolle Bäuerin gewesen. In ihren Anfangsjahren schufteten sie wie die Wilden. Keine Arbeit war ihnen, und besonders der Mariann', zu viel oder zu minder. Ob beim Vieh oder bei den Gästen, mit beiden konnte sie gut umgehen. Gut, dass dann die Mutter so bald gestorben ist, vielleicht hätt's zwischen den beiden doch noch ein Unglück gegeben?

Plötzlich fielen ihm die Sommer ein, in denen sie notgedrungen ihr eigenes Schlafzimmer auch noch vermietet hatten, um Geld zu bekommen. Beinahe hätten sie sich finanziell übernommen gehabt. Mariann' schlief meist in der Badewanne und er am Heuboden, nachdem sie vorher ausprobierten, was in einer Badewanne alles möglich sei. Damals waren sie jung und voller Elan! Er stellte sich vor, wenn sie das heute noch einmal probierten? Dabei kam ihm unwill-

kürlich ein Lachen aus. Er presste sich das Taschentuch vor dem Mund. Marianne sah vorwurfsvoll zu ihm. In diesem Moment war er der einzige am Domplatz, der gegen einen Lachanfall ankämpfen musste.

Jedermann lässt sich sein Geld und Gold von seinen Knechten auf die Bühne bringen.

Der Jedermann tat ihm nicht leid. Typisch einer aus der Stadt, dachte er sich. Die haben alle keine Ahnung, was Arbeit heißt. Sitzen den ganzen Tag vor ihren Computern und glauben, sie haben weiß Gott was geleistet. So einer soll einmal den Stall ausmisten gehen oder Heu einbringen! Und vom Geld haben sie auch keine Ahnung! Nur verprassen und verkaufen können sie! Wir Bauern dagegen verkaufen nichts, da wird höchstens noch was dazugekauft! Er und seine Mariann' haben auf so viel verzichten müssen, weil sie nichts als arbeiteten. **Und was man sich erarbeitet hat, das gehört einem und auf das darf man auch stolz sein!** Und wenn man viel besitzt, dann ist

man wer, und hat auch was zu sagen! Als Bürgermeister-Stellvertreter oder als Obmann vom Tourismusverband, egal, man wird rundum geachtet.

Jedermann:

„...und du gehst mit, es ist an dem!“

Mammon:

„Nit einen Schritt, bin hier bequem!“

Jedermann:

„Du bist mein Eigentum und Sach!“

Mammon:

„Dein eigen, ha, daß ich nit lach!“

Jedermann:

„Hab dich gehabt zu mein Befehl!“

Mammon:

“Und ich regiert in deiner Seel“

Jetzt hatte er keinen Knopf mehr zum Öffnen und die Hitze schien auch nicht ausschließlich von der bereits untergehenden Sonne herzurühren. Was sollte der Unsinn? Das ist Jedermanns Vermögen, mit dem kann er machen, was er will!

Jedermann:

„...warst mein Leibeigner und Sklav!“

Mammon:

„Nein, du mein Hampelmann, recht brav! War dir geliehen für irdisch' Täg, und geh nit mit, auf deinem Weg! Geh nit, bleib hier, laß dich allein, ganz bloß und nackt in deiner Pein!“

Jetzt reicht es aber! Worauf sollte er sich verlassen als auf seine Sicherheiten in der Raiffeisenbank, die er im Schweiß seines Angesichtes erwirtschaftet hatte? Und das Jahr aus, Jahr ein. **Ihre schönsten Jahre haben sie in den Hof gesteckt!** Wäre sonst aus ihm so ein Schmuckstück geworden? Hätten sie sonst Sommer- und Wintergäste? Sicher nicht! Und geschenkt wurde seiner Mariann' und ihm auch nichts. Außer Neid, aber den muss man sich ja bekanntlich erarbeiten!

Jetzt wurde ihm zu allem Übel auch noch schwindelig. Hätte er nur seinen Jägerhut aufbehalten dürfen!

Eine Krankenschwester in ihrem Ornat nähert sich zielsicher, sie hat ihn schon einige Zeit beobachtet, und ihn als potentielles Ohnmachtsopfer

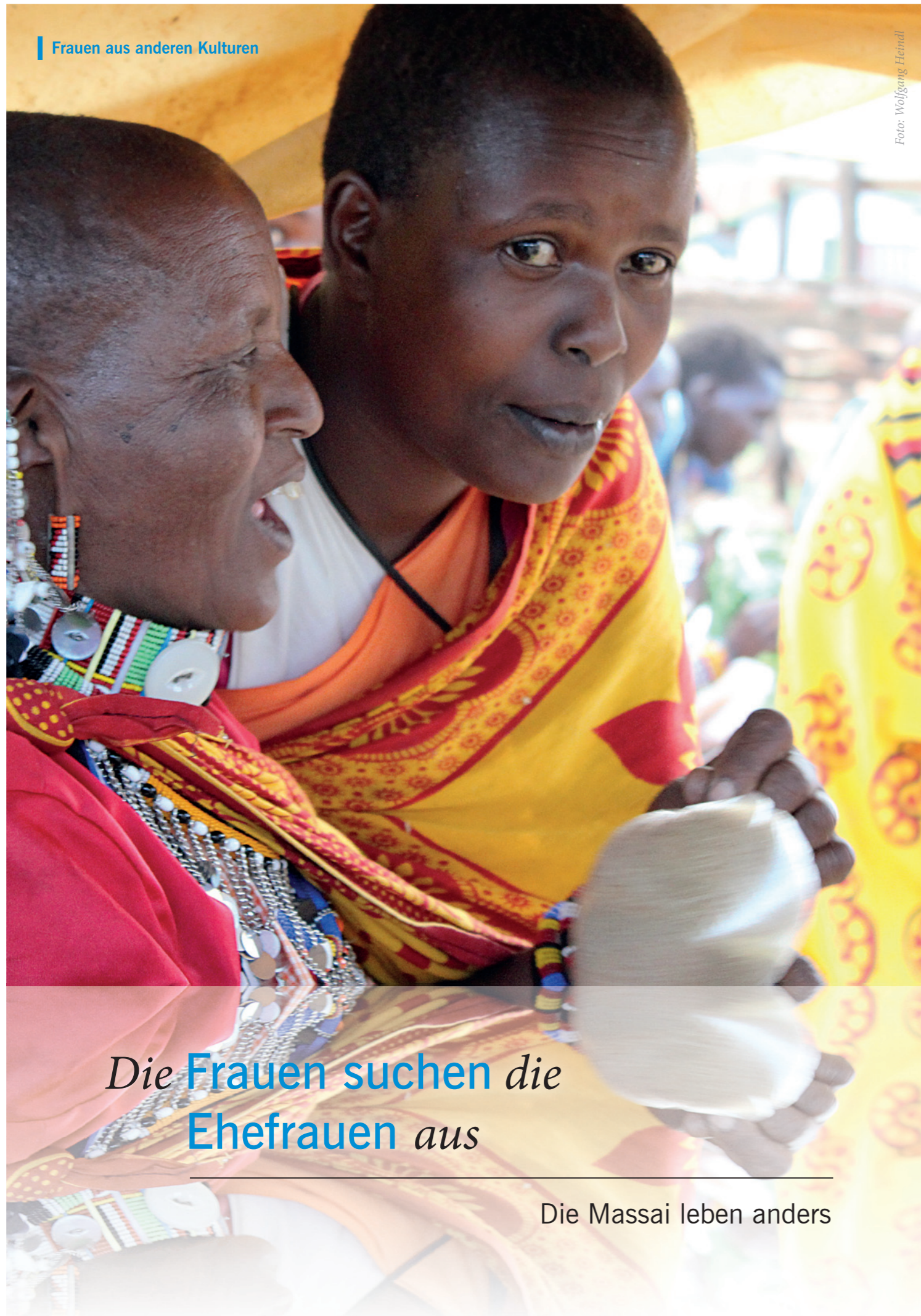
diagnostiziert. Geräuschlos führt sie ihn in den Schatten der Tribüne, gibt ihm zu trinken und kontrolliert seinen Blutdruck. Langsam erholt er sich wieder.

Zur gleichen Zeit erkennt Jedermann, dass ihn nur sein Glaube und die spärlichen Guten Werke vor der ewigen Verdammnis gerettet haben.

Der Krankenschwester versichert der Rekonvaleszente, dass er nicht mehr in den Zuschauerraum wolle, um dem Rest des Stückes beizuwohnen. Ganz im Gegenteil, er bat sie, seine Frau zu informieren, dass er bereits auf dem Weg ins Müllner-Bräu wäre, wo er dann, bei einer kühlen Maß, auf sie warten wollte.

Elmar Prokopetz





Die Frauen suchen die Ehefrauen aus

Die Massai leben anders

Der Jeep führt mich über eine buckelige, steinige Piste in ein kleines Bergdorf in der Nähe von Arusha Town. Arusha ist eine rasant wachsende Stadt am Fuße des Kilimanjaro-Massivs in Tansania. Das geschäftige Treiben auf der Straße lässt nicht vermuten, dass ein paar hundert Höhenmeter weiter oben die Zeit stillgestanden zu sein scheint. Die Menschen dort oben leben in den für Ostafrika typischen runden Lehmhütten mit Strohdächern. Ich treffe Ben, einen jungen Mann, der mich durch das Dorf führt, um mir das Leben der Massai etwas näherzubringen.

Eigentlich sind die Massai mit ihrer bekannten, roten oder blauen Tracht und dem auffälligen Kopf- und Halsschmuck Nomaden. Doch viele von ihnen sind mittlerweile sesshaft geworden, so wie in diesem Dorf. Auf dem Weg zur ersten Familie kommen wir an einem Stall vorbei. Rinder, Ziegen und Schafe, die jede Woche auf dem Markt zu verkaufen versucht werden, sind dort untergebracht. Der Stall besteht aus wild zusammengehämmerten Holzbrettern und die Tiere fressen das Gras, das die Männer gemäht und die Frauen in großen Säcken auf ihren Köpfen ins Dorf getragen haben. Die Frauen sind nicht nur für den Haushalt und die Kinder, sondern auch für die Bewirtschaftung der Felder, die Versorgung der Tiere und das Beschaffen von Trinkwasser verantwortlich.

Jede Familie hat ein Grundstück, das relativ klar von den anderen abgegrenzt ist. Ben erklärt uns, dass in den runden Hütten die Frauen leben und in den rechteckigen die Männer. Die Anzahl der runden Hütten ist gleichzeitig die Anzahl der Ehefrauen, denn jede Ehefrau bewohnt mit ihren Kindern ihre eigene Hütte. Die Massai-Männer leben polygam. Doch nicht (nur) der Mann sucht seine Ehefrauen aus. Ben erzählt uns, dass das hier in diesem Dorf die Entscheidung der Frau(-en) ist. Meist nach dem ersten oder zweiten Kind verlangt die Ehefrau Hilfe und sucht eine zusätzliche Gattin für ihren Mann aus. Oft ist es ihre Schwester. So ist zum einen der Hausfrieden sichergestellt und zum anderen die Schwester ebenfalls versorgt. Und

so kommt es vor, dass mancher Massai drei, vier oder noch mehr Ehefrauen und entsprechend viele Kinder hat. Je mehr Frauen und Rinder, desto angesehenere ist der Mann in der Gemeinschaft.

Wir besuchen die erste Familie. Es gibt zwei runde Häuser und ein rechteckiges. Kleine Blumenbeete blühen im Hof, die Wäsche baumelt an der Wäscheleine und der trockene Erdboden ist sauber gefegt. Es wirkt heimelig. Nicht mehr so heimelig wird es, als ich in die erste Hütte eintrete. Die Frau backt gerade über offenem Feuer. Die Hütte verfügt über kein Fenster und keinen Kamin. Es ist so verraucht, dass ich kaum atmen kann. Ich halte es keine Minute aus und muss sofort wieder raus an die frische Luft. Die Frau im Inneren der Hütte lacht und ist das scheinbar gewohnt. Die zweite, deutlich jüngere Frau ist mit ihren beiden Kleinkindern beschäftigt. Ihre Hütte verfügt allerdings über ein kleines Fenster.

Ben erzählt uns, dass Frauen und Männer getrennt wohnen. Der Massai besucht jeden Abend eine seiner Frauen. Hin und wieder schläft er auch allein in seiner Hütte. Gewohnt ist er das ohnehin, denn schon mit zwölf Jahren bekommen die Söhne nach der traditionellen Beschneidung ihre eigene rechteckige Hütte am Grundstück. Dort leben sie, bis sie heiraten und ein eigenes Grundstück aus der Mitgift der Hochzeit bekommen. Diese Mitgift stammt von den Eltern der Braut. Daher hat auch die Brautfamilie das letzte Wort, ob die Ehe zustande kommt oder nicht. *Wie viel Entscheidungsfreiheit den Frauen tatsächlich bleibt, konnte ich leider nicht herausfinden.*

Auch das traurige Thema Genitalverstümmelung ist nach wie vor gängige Praxis bei den Massai.

Zur Emanzipation ist es in Tansania, wie in den meisten afrikanischen Ländern, noch ein weiter Weg. Während die Frauen in den Städten zunehmend selbständiger werden, nicht nur Grundsondern auch weiterführende Schulbildung genießen und arbeiten, sind die Frauen am Land noch immer äußerst abhängig von ihren Männern. Und das, obwohl die Arbeit, die sie verrichten, eine sehr schwere und essentielle für die Existenz und das Familienleben ist. Die Bedeutung von Bildung wird daher auch den Familien in den Massai-Dörfern immer deutlicher bewusst.

Zum Schluss sitze ich mit Ben im finsternen Häuschen der Medizinfrau. Es stinkt ein wenig modrig, aber ich lasse mich trotzdem in die Sitzgelegenheiten, die vermutlich voller Flöhe sind, reinfallen. Die Medizinfrau ist eine stolze, selbstbewusste big mama. Ben erzählt uns, dass das Ansehen der Medizinfrauen bei den Massai sehr hoch ist. Sie zeigt uns allerlei Kräuter und Ben erklärt uns die Wirkstoffe. Von Kopf über Bauchweh zu Ausschlag und PMS, gegen alles ist in den Bergen Tansanias ein Kraut gewachsen. Sogar ein Verhütungsmittel ist dabei: kleine beige Beeren. Kurz bevor ich wieder aufbreche, kommt ihr kleiner Sohn, bleibt in der Tür stehen und schaut mich mit offenem Mund begeistert an. Welch besondere, fremde Welt, denken wir wohl beide.

Evelin Hemetzberger

Bildung wird immer wichtiger

kfb Frauen



Eine neue Aufgabe hat mich gelockt und neugierig gemacht

Die neue Vorsitzende der kfb Salzburg.

Danke für das Vertrauen, das ich hier spüre. Danke für die Bereitschaft, sich gemeinsam einzumischen, aufzumischen, mitzumischen. Danke für den Weg, der nun vor uns liegt.

Ich freue mich darauf, Sie kennen zu lernen, ins Gespräch zu kommen, spannende Ideen zu entwickeln, neue Projekte durchzuführen, Ihre Stimme zu hören und zu stärken, gemeinsam zu wirken.

Mein Wahlspruch ist: ... mit meinem Gott überspringe ich Mauern (Psalm 18)

Mit herzlichen Grüßen,

Michaela Luckmann

Eine Stimme für Gerechtigkeit

Die Katholische Frauenbewegung (kfb) der Erzdiözese Salzburg hat eine neue „Spitzenfrau“: Michaela Luckmann. Sie wurde am 27. April 2019 bei der Diözesankonferenz in Maria Kirchental von den kfb-Frauen einstimmig als Vorsitzende bestätigt. Mit dem Rupertusblatt spricht die hauptberuflich als Studienleiterin in St. Virgil tätige Luckmann über ihre Herzenthemen und ihren Wunsch nach einer mutigen Kirche.

RB: Sie kommen als „Quereinsteigern“ zur Katholischen Frauenbewegung und stehen als Vorsitzende gleich einmal an der Spitze. Wie ist es dazu gekommen?

Michaela Luckmann: In der Frauenbewegung stehen Veränderungen an – im hauptamtlichen Team und an der Basis. Gruppen hören auf, andere bilden sich neu, Regionalleiterinnen werden älter ... Ich bin sehr spontan gefragt worden, ob ich diesen Veränderungs- und Weiterentwicklungsprozess mitgehen möchte. Meine erste Antwort war nein, ich habe nicht die Zeit für so ein intensives Ehrenamt. Andererseits ist da meine große Lust, mich einzumischen, Prozesse zu begleiten und Neues zu denken. Deshalb habe ich zugesagt. Die Diözesankonferenz war jetzt das erste „offizielle“ Zusammentreffen mit den Frauen. Ich möchte auch bei unterschiedlichsten Veranstaltungen in Regionen dabei sein, um mit möglichst vielen Frauen und Gruppenleiterinnen ins Gespräch zu kommen.

RB: Was verbindet Sie persönlich mit der kfb?

Luckmann: Die kfb ist ja ein Teil der Katholischen Aktion und die kenne ich schon lange aus hauptamtlicher und ehrenamtlicher Sicht. Ich finde diese Konstruktion, das Miteinander von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen, sehr herausfordernd und fruchtbar. Die Idee KA ist einfach genial. Was mir hier wichtig ist: der gegenseitige Respekt und die Achtung vor dem Tun des anderen. Persönlich bin ich der kfb natürlich in der Pfarre begegnet. Berührungspunkte gab es außerdem als Studienleiterin in St. Virgil. Ich war lange Zeit mitverantwortlich für das Frauenbildungsprogramm, den Frauensalon oder die Frauenliturgie. Und wir haben 2010 den Lehrgang feministische Theologie nach St. Virgil gebracht, der sehr erfolgreich war.

RB: Die Katholische Frauenbewegung ist mehr als 70 Jahre alt. Ist sie noch zeitgemäß?

Luckmann: Was mich seit meinem Ja zum Vorsitz beschäftigt hat, ist die Frage: Braucht es in der Kirche, in der Katholischen Aktion, diese Teilung nach Geschlechtern überhaupt? Braucht es eine Katholische Männer- und Frauenbewegung? Gerade mit den Erfahrungen aus dem Lehrgang feministischer Theologie heraus denke ich: Solange es Benachteiligungen gibt, die sich einzig und allein auf das Geschlecht gründen, solange braucht es Frauengruppen und Frauenbildungsprogramme. Wer sonst soll sich dafür einsetzen, dass sich etwas ändert? Andererseits gibt es Themen, die Frauen wie Männer beschäftigen: Wie

gestalte ich Partnerschaft, Ehe und Beziehungen? Hier haben wir eine gute Kooperation zwischen Frauen- und Männerbewegung – zum Beispiel mit dem gemeinsamen Ehe- und Familienprogramm.

RB: Welche Schwerpunkte möchten Sie als Vorsitzende setzen?

Luckmann: Mir liegen vier Themen am Herzen, bei denen Frauen aufgrund ihres Geschlechts benachteiligt sind: 1. Armut ist weiblich. 2. Frauen leiden häufiger unter psychischen Erkrankungen als Männer. 3. Frauen und Mädchen sind häufiger von Menschenhandel betroffen. Der 4. Punkt betrifft Politik, Wirtschaft und vor allem Kirche: Leitungsfunktionen sind deutlich weniger mit Frauen besetzt. Das sind Bereiche, die uns als Frauen in der Kirche beschäftigen. Ich finde es wichtig, die Stimme zu erheben, Projekte zu entwickeln und Frauen zu unterstützen. Es geht darum, Ungerechtigkeiten anzusprechen und an Beispielen aufzuzeigen. Wahrnehmen – ermutigen – handeln. Da sind die Frauen und Gruppen in den Pfarren sehr stark. Sie erkennen bei ihnen vor Ort, wenn jemand in Not ist. Es müssen letztlich viele Stimmen und Hände sein, die füreinander da sind.

RB: Wie für viele andere Organisationen auch, ist es für die kfb nicht einfach junge Mitglieder zu gewinnen. Wie kann es gelingen, junge Frauen anzusprechen?

Luckmann: Alle Untersuchungen zeigen, dass sich Menschen nicht mehr an Vereine binden wollen. Doch wenn es um ein konkretes Anliegen geht, ist gerade bei den Jungen ungemein viel Bereitschaft, Interesse und Engagement da. Das kann bei einem sozialen Projekt sein oder bei der gemeinsamen Entwicklung einer anderen Form von Spiritualität, von Wallfahrten, von Gebetszeiten oder Gebetshaltungen. Es wird unterschiedliche Formen des Miteinanders geben. Eine Aufgabe der kfb ist, diesen Interessen Raum zu geben, da zu sein. Entscheidend ist, dass die Frauen das für sie Wichtige oder Notwendige finden und sich dabei als Teil des Ganzen aufgehoben fühlen.

RB: Die Katholische Frauenbewegung Österreich fordert immer wieder strukturelle Veränderungen in Kirche wie die Öffnung aller Weiheämter für Frauen. Wie stehen Sie dazu?

Luckmann: Das Diakonat der Frauen sollte keine Frage mehr sein. Ich kenne Frauen, die daran zerbrechen, dass sie ihre Berufung nicht leben dürfen. Das nicht zu sehen und demgegenüber eine Tradition hochzuhalten, die nicht eine jesuanische Tradition ist, das ist für mich unverständlich. Mein Vertrauen in die „Heilige Geistin“ ist groß. Wir müssen aber auch das unsere dazu tun: Zeichen setzen, Diskussionen fördern, Frauen stärken oder Initiativen wie aktuell „bleiben.erheben.wandeln“ (siehe Kasten rechts). Ich habe schon den Eindruck, dass die Kirche an einem Wendepunkt steht. Geht es darum, gerade noch zu retten, was zu retten ist und sich einzugeln? Oder ist jetzt der Zeitpunkt, um mutig zu sein, Neues zu denken und zuzulassen. Die zentrale Frage ist: Wie leben wir Kirche, wie

leben wir den Auftrag, den Jesus uns in der Bergpredigt gibt? Die für mich wichtigen Leitworte sind: Wider dem Hass, wider der Angst, für Gerechtigkeit eintreten mit allem was mir möglich ist und zwar in Vertrauen auf diese allumfassende Liebe.

RB: Zur kfb gehört seit mehr als 60 Jahren die Aktion Familienfasttag, die jedes Jahr von den Frauen in den Pfarren mit den Benefizsuppenessen unterstützt wird. Warum braucht es dieses entwicklungspolitische Engagement heute noch?

Luckmann: Entwicklungszusammenarbeit ist wichtiger denn je. Ich bin schon sehr lange mit dem Herz-Jesu-Missionar P. Hans Schmid befreundet und habe ihn mehrmals in Brasilien besucht. Bei seinen Projekten ist mitzuvollziehen, was es bedeutet, wenn Frauen Verantwortung übernehmen. Er sagt immer, seitdem haben seine Projekte (Brunnen, Gemeinschaftsgärten) angefangen, Früchte zu tragen. Frauen fühlen sich verantwortlich für ihre Kinder und die Gemeinschaft. Sie investieren ihr Geld in Bildung, sie schicken ihre Kinder zur Schule. Heuer stand bei der Aktion Familienfasttag das Projekt WODSTA in Tansania im Mittelpunkt und hier ist es dasselbe. Frauen organisieren sich und schaffen sich mit dem Bau von Energiesparöfen ein Einkommen. Damit sind sie in der Lage ihren Kindern und vor allem den Mädchen eine Berufsausbildung zu ermöglichen.

RB: Die kfb zeichnet sich auch durch gelebte Ökumene aus wie beim Ökumenischen Weltgebetstag der Frauen.

Luckmann: Den Weltgebetstag trage ich mit ganzem Herzen mit. Mein persönlicher Blick hat sich hier schon früh geweitet, da meine Eltern gemischt konfessionell sind, der Vater katholisch, die Mutter evangelisch. Dadurch war ich immer mit beiden Traditionen vertraut. Als Kind war es selbstverständlich, am Karfreitag in den evangelischen Gottesdienst zu gehen. Ich fühle mich bis heute sehr daheim in unterschiedlichen Traditionen. Wir feiern in meiner Pfarre Salzburg-Leopoldskron-Moos ökumenische Gottesdienste und sind auch mit der syrisch-orthodoxen Kirche sehr verbunden.

RB: Zu einem Amtsantritt dürfen Wünsche formuliert werden. Was wünschen Sie sich als kfb-Vorsitzende?

Luckmann: Ich wünsche mir eine Kirche, die auf die Menschen schaut und bei den Menschen ist, die mutig ist und die durch die Angst durchgeht. Angst ist so etwas Lähmendes. Doch es liegt auch an uns. Wir sind getauft und in der Lage Kirche zu leben.

„Zeichen setzen, für Gerechtigkeit eintreten und Frauen unterstützen.“ Das möchte Michaela Luckmann gemeinsam mit ihren Vorstandskolleginnen und allen kfb-Frauen in der Erzdiözese Salzburg.

Ingrid Burgstaller / Rupertusblatt –
Ausgabe 05. Mai 2019

[' aɪn , mɪʃŋ]

einmischen / sich in etwas [hinein]mischen / sich (redend oder handelnd) mit etwas befassen, an etwas beteiligen, womit man eigentlich nichts zu tun hat, was einen nicht betrifft / dazwischenfahren, dazwischenreden, eingreifen, sich einmengen, sich einschalten, hineinreden; (bildungssprachlich) intervenieren; (umgangssprachlich) dazwischenfunken, dreinreden, seine Nase in etwas [hinein]stecken /

[' mɪt , mɪʃŋ]

mitmischen / ohne eigentlich dazuzugehören, sich bei etwas beteiligen, sich einmischend bei etwas Einfluss nehmen / sich anschließen, sich beteiligen, dabei sein, mitarbeiten, mithelfen, mitwirken, teilhaben, teilnehmen, unterstützen; (bildungssprachlich) partizipieren; (umgangssprachlich) sich einklinken, einsteigen, mitstricken, mit von der Partie sein, mitziehen /

[' aʊf , mɪʃŋ]

aufmischen / neu mischen, aufrühren / aufwirbeln, aufwühlen; (umgangssprachlich) anheizen, auf Touren/Trab bringen, Dampf machen, in Schwung bringen; (abwertend) aufputschen / die Sache wurde noch einmal kräftig aufgemischt (umgangssprachlich: aufgewirbelt) /

www.kfb.at

Im Arbeitsjahr 2019/2020 legen wir unseren Schwerpunkt auf

Einmischen, mitmischen, aufmischen

Dieses Plakat ist kostenlos in den kfb-Büros in Salzburg und Wörgl ab September erhältlich.



v.l.n.r.: Friederike Flesch, Michaela Luckmann, Stephanie Hauser

Diözesankonferenz in Maria Kirchenthal

Ein magischer Ort für eine wichtige Entscheidung

Maria Kirchenthal. Abgeschieden vom Getöse der Welt, ein kleiner Hochtalkessel in der Bergwelt vor Lofer. Ein Ort zum Ausatmen und zur Ruhe zu kommen, ein Ort, der die Wertigkeiten des Lebens wie selbstverständlich neu ordnet und ein Ort, um für die kfb gute Entscheidungen zu treffen.

So fand die Diözesankonferenz 2019 im Zeichen der Neuwahl der ehrenamtlichen Vorsitzenden der kfb Salzburg statt. 30 Frauen wählten nach einer kurzen informativen und amüsanten Befragung Michaela Luckmann einstimmig zu ihrer neuen Vorsitzenden.

Thematisch stand der Tag ganz im Einklang mit der besonderen Atmosphäre des Ortes von Entspannung und Gelassenheit. Die Referentin Gaby Schuler gab Impulse und Anregungen die eigene Lebendigkeit im Leben neu zu suchen und damit auch das Ehrenamt in der kfb mit innerem Schwung kreativ gestalten zu können. Glück ist laut Referentin Gaby Schuler die Summe vieler kleiner, zufriedener Momente, die oft auf den ersten Blick gar nicht so großartig erscheinen. Doch das Wahrnehmen dieser Momente verändere längerfristig den Blick aufs Ganze und schlage sich in echter, tiefer Zufriedenheit nieder.

Am Nachmittag fanden unter großem Anklang drei Workshops statt: Atemworkshop mit Rosa Bramböck, Stille Meditation mit Maria Steger und Singen mit Andreas Gassner. Der Tag klang stimmig mit einer Frauenliturgie in der Fischer von Erlach Kirche in Maria Kirchenthal aus.

Die Diözesanen Frauentage verstehen sich als großes Dankeschön an die vielen ehrenamtlichen Mitglieder der kfb. Der nächste Diözesane Frauentag findet 2021 statt.

Die Katholische Frauenbewegung Saalfelden feiert ihr 70jähriges Bestehen.

Von Katharina von Siena – Patronin und Weggefährtin der kfb – stammt der Satz: *Die Stunde ist kostbar. Warte nicht auf eine spätere Gelegenheit.* Der Herbst 1949 steht in der Chronik als Gründungsjahr festgeschrieben. Seit sieben Jahrzehnten gestalten kfb-Frauen in Saalfelden Kirche und Gesellschaft mit, gestärkt durch die Geistkraft Gottes. An verschiedenen Orten, zu unterschiedlichsten Zeiten und in unzähligen Begegnungen öffneten sich Räume für ein Miteinander und das wollen wir gemeinsam bei einem Gottesdienst feiern. Musikalisch unterstützt werden wir von einer singkräftigen Frauengruppe, dem Ensemble 4/4.

Ort: Pfarrkirche Saalfelden
Tag/Zeit: So 22.09.2019/ 10.15 Uhr

Bei der anschließenden Agape bleibt Zeit, sich darüber auszutauschen, wie alles begann, wer die kfb-Saalfelden heute ist und was sie tut. Wir freuen uns auf das gemeinsame Feiern!



Wir begrüßen unsere neuen kfb Leiterinnen und freuen uns sehr darüber, dass sie sich bereit erklären, eine ehrenamtliche Funktion in der kfb zu übernehmen. Bei den Frauen, die ihr Amt zurücklegen, bedanken wir uns von ganzem Herzen für ihr langjähriges Engagement und wünschen ihnen Gottes Segen.

Anni Greisberger

Legt die Regionalleitung in der Region Thalgau zurück

„Es waren total nette Begegnungen und interessante Treffen“, sagt Anni Greisberger über die Treffen der kfb Gruppen des Dekanats Thalgau, die früher zweimal jährlich stattgefunden haben und die für sie ein Grund waren, die Regionalleitung die letzten 15 Jahre lang zu übernehmen. Seit 1985 ist Anni schon Mitglied der kfb Thalgau. Eine Ewigkeit schon! Die Frauen trafen sich damals regelmäßig zu einem bestimmten Thema und luden dazu auch Pfarrer Weikinger ein, um die dazugehörige Bibelstelle zu besprechen. 1993 übernahm Anni dann von Resi Oberascher die Leitung der Thalgauer Gruppe, die sich bis heute noch trifft. Die Regionalleitung selbst legt Anni jetzt zurück. Die Vernetzung, die ihr wichtig war und ist, wird sie trotzdem zu den anderen kfb Gruppenleiterinnen der Diözese aufrecht erhalten. Denn: „Es tut einfach gut, diese Verbindungen zu pflegen“, meint sie und fragt gleich, wann das nächste Treffen stattfindet.



Anni Greisberger

Anna Anker – Martina Osl

Leitungswechsel in der kfb Ebbs

Gerührt nahm kfb Regionalleiterin Anna Anker aus Ebbs den lieben Blumen- und auch den Dank ihres Teams entgegen. Denn 15 Jahre lang hat die Trägerin der Tiroler Verdienstmedaille 2018 zusammen mit dem Sozialsprengel für ihre kfb in Ebbs das Fastensuppenessen organisiert und medial so erfolgreich beworben, dass zu diesem Ereignis die Ebbserinnen und Ebbser alljährlich geradezu hinströmen. Mit Bäuerin Martina Osl hat sie auch eine engagierte kfb Nachfolgerin mit einem großen Netzwerk an helfenden Händen gefunden und eine, die die Tradition des "Teilen spendet Zukunft" weiterführt. Hut ab, Anna, und alles Gute, Martina!



v.l.n.r.: Martina Osl, Anna Anker



Fotos: kfb Fusch
v.l.n.r.: Waltraud Blecha, Lisl Griessner, Christine Sperner und Sophie Obermoser



v.l.n.r.: Angelika Schwab, Heidi Dittrich

Elisabeth Griessner – Angelika Schwab, Heidi Dittrich

Wechsel in der kfb Fusch

Nach fast 40-jähriger Tätigkeit als Obfrau hat Lisl Griessner nun die Leitung der katholischen Frauenschaft Fusch zurückgelegt. In dieser Zeit wurden viele soziale Leistungen erbracht und auch Feste organisiert und gefeiert. Das bei den verschiedenen Festen gesammelte Geld wurde an verschiedene Institutionen und Vereine (Pfarre, Schule, Kindergarten, Musikkapelle, Feuerwehr etc.) gespendet. Unterstützt wurde sie von ihrem Ausschuss Resi Lechner, Christine Sperner und Waltraud Blecha, die nun ebenfalls zurückgetreten sind.

Die Frauenschaft wird vorläufig von einem Team geführt, das sich die Aufgaben teilt, Heidi Dittrich ist die Kassiererin und Angelika Schwab die Schriftführerin.

Cornelia Margreiter – Renate Schumann

Leitungswechsel in der kfb Oberau

Die kfb Frauen in den Pfarreien sind das „Pfund, mit dem wir wuchern“!

Ein Jahrzehnt lang hat Cornelia Margreiter als kfb Leiterin das pfarrliche Leben in Oberau mitgestaltet und den so überaus erfolgreichen Tauschmarkt aus der Taufe gehoben! Auf der letzten Hauptversammlung hat sie ihr Amt in die Hände von Renate Schumann gelegt, die wie sie auch eine junge kfb Frau ist, die voll im Leben steht.



Foto: T. Zawadil
v.l.n.r.: Cornelia Margreiter, Renate Schumann

Elisabeth Schmitzberger – Johanna Lebesmühlbacher

Leitungswechsel in der kfb Bergheim

Elisabeth Schmitzberger, die seit 22 Jahren die Leitung der kfb Bergheim innehatte und die letzten Jahre die Leitungsfunktion schon gemeinsam mit Johanna Lebesmühlbacher ausübte, übergab dieses Amt nun ganz an Johanna Lebesmühlbacher. Ihr Resümee: „Ich habe diese Funktion wirklich gerne ausgeübt. Ich möchte diese schöne und persönlich gewinnbringende Zeit nicht missen, doch alles hat seine Zeit. Der kfb Bergheim bleibe ich selbstverständlich als Mitarbeiterin treu erhalten.“



Foto: kfb Bruck/PCR
v.l.n.r.: Pfarrer Winfried Weihrauch, Bgm. Barbara Huber, Frieda Plaickner, Olivia Keglavic, Sophie Obermoser

Ernennung zur Ehrenobfrau

Frieda Plaickner, die ehemalige langjährige Leiterin der kfb Bruck, wurde bei der heurigen kfb Jahresversammlung Bruck zur Ehrenobfrau ernannt.

In ihren Reden würdigten die neu gewählten Bürgermeisterin Barbara Huber, Pfarrer Winfried Weihrauch, die Regionalreferentin Olivia Keglavic und die Regionalleiterin Sophie Obermoser das bewundernswerte Engagement von Frieda Plaickner.

Rupert und Virgil Orden an Elisabeth Griessner und Frieda Plaickner

Die beiden langjährigen kfb-Leitungsfrauen erhielten heuer vom Erzbischof Franz Lackner und dem Generalvikar Roland Rasser für ihre ehrenamtliche Tätigkeit den Rupert- und Virgil Orden. Ihre soziale Kompetenz und ihr Einfühlungsvermögen wurden in dieser hohen kirchlichen Würdigung besonders hervorgehoben.



Foto: kfb Bruck/PCR
v.l.n.r.: Josef Plaickner, Pfarrer Winfried Weihrauch, Frieda Plaickner, Bgm. Herbert Burgschwaiger, PGR Elisabeth Meusburger, Generalvikar Roland Rasser



Foto: E.D. Stalburg
v.l.n.r.: Alt-Bgm. Leonhard Madreiter, Erzbischof Franz Lackner, Elisabeth Griessner, Bgm. Hannes Scherthaner, Ordinariatskanzlerin Elisabeth Kandler-Mayr

Die Frauen hoffen, dass sich noch jemand findet, der bereit ist, die Leitung zu übernehmen.



TELEFONSEELSORGE und KIDS-LINE SALZBURG

Neue Ausbildung zur Mitarbeit
2019-2021

Telefonseelsorge Salzburg
TS Pinzgau & TS Lungau
kids-line Salzburg

Wenn Sie ein offenes Ohr für die Sorgen und Anliegen der Menschen haben und unser Team verstärken wollen, bieten wir Ihnen eine zwei-jährige Ausbildung an, die fachlich hervorragend in den ehrenamtlichen Dienst am Telefon/Chat einführt und einem auch persönlich „sehr viel gibt“.

Der Bewerbungsbogen bildet die Grundlage für das Auswahlgespräch, zu dem Sie eingeladen werden. Schicken Sie bitte Ihren Bewerbungsbogen bis zum 30. Juni 2019 an MAG. GERHARD DARMANN.

Nähere Infos finden sich auch auf unserer Homepage: www.ts142.at. Auch der Bewerbungsbogen zum Herunterladen.

Wenn Sie Fragen haben, melden Sie sich bitte einfach bei:

Mag. Gerhard Darmann, Leiter der Telefonseelsorge und kids-line Salzburg
5010 Salzburg Postfach 5
Tel: +43 676 87461420, 0662 62 77 03 DW 13
gerhard.darmann@ts142.at
www.ts142.at, www.kids-line.at

WIR FREUEN UNS AUF SIE.



kfb kurz berichtet

Ein Wintertraum für den Frieden

Die erste kfb Fackelwanderung auf dem Franziskusweg von Niederau nach Oberau – ein Volltreffer im Schnee!

Im Schein der Fackeln wanderten 30 kfb Frauen aus ganz Tirol auf den Spuren des Heiligen Franz von Assisi.

Ein drei Kilometer langer Besinnungsweg, geschmückt mit neun Bronze- und Natursteinen des Bildhauers Hubert Flörl, luden die Frauen ein, einmal innezuhalten und zu reflektieren. Herzlichen Dank an kfb Vorstandsfräule Elisabeth Schellhorn für die Idee und Organisation.



Foto: T. Zawadil

Die kfb Tamsweg sammelt wieder

Mit tatkräftiger Unterstützung von fünf Männern beladen die Frauen der kfb Tamsweg wie jedes Jahr 2,5 LKWs mit Altkleidung, Pflegebedarfsartikeln, einem gebrauchten Pflegebett, Rollatoren und gebrauchten, aber guten Matratzen. Die Ladungen gehen in die Slowakei und nach Bulgarien, wo sie schon sehnsüchtig erwartet werden.



Foto: M. Gappmayr

Maria 2.0 – offener Brief an Papst Franziskus

Frauen in Deutschland traten von 11. bis 18. Mai 2019 in den Kirchenstreik. Auch Frauen aus Salzburg haben ihre Solidarität mit den Streikenden am Freitag dem 17. Mai vor dem Salzburger Dom mit einem öffentlichen Gebet bekundet.

In einem offenen Brief an Papst Franziskus brachten die Frauen ihre Sorge, ihre Trauer, auch ihre Forderungen ein.

Wir beklagen:

- die vielen bekannten und unbekanntenen Fälle von Missbrauch und Verletzungen jeglicher Art in der römisch-katholischen Kirche
- deren Vertuschung und Verdunkelung durch Amtsträger
- das Fehlen glaubhafter Entschuldigungen und echter Hilfe für alle, denen Gewalt angetan wurde, dass deshalb viele Menschen der Kirche die Botschaft nicht mehr glauben.

Wir stehen fassungslos, enttäuscht und wütend vor dem Scherbenhaufen unserer Zuneigung und unseres Vertrauens zu unserer Kirche.

Darum fordern wir, wie schon viele vor uns:

- kein Amt mehr für diejenigen, die andere geschändet haben an Leib und Seele oder diese Taten geduldet oder vertuscht haben
- die selbstverständliche Überstellung der Täter an weltliche Gerichte und uneingeschränkte Kooperation mit den Strafverfolgungsbehörden
- Zugang von Frauen zu allen Ämtern der Kirche
- Aufhebung des Pflichtzölibats
- kirchliche Sexualmoral an der Lebenswirklichkeit der Menschen auszurichten

Frauenlob wird gerne von Kirchenmännern gesungen, die aber allein bestimmen, wo Frauen ihre Talente in der Kirche einbringen dürfen. In ihrer Mitte dulden sie nur eine Frau: Maria. Auf ihrem Sockel. Da steht sie. Und darf nur schweigen. Holen wir sie vom Sockel! In unsere Mitte. Als Schwester, die in die gleiche Richtung schaut wie wir.



Das Aufwühlendste waren ihre Blicke

Golling hilft Flüchtlingen

Kolonnen von Menschen in abgetragenen, schmutzigen Kleidern, nackte Füße in durchgewetzten Flipflops bei Temperaturen um die 0 Grad in der Tiefgarage des Salzburger Bahnhofs, der Wind zieht durch, Neonröhren flackern unruhig. Frauen mit Babys auf dem Arm, Kinder mit verschreckten oder stummen Gesichtern am Rockzipfel ihrer Mütter.

Als 2015 die große Flüchtlingswelle Österreich erreicht, sind Maria W. und Barbara W., zwei langjährige kfb Frauen, sowie Katharina Z., PGR Mitglied aus Golling, unter den ersten, die helfen. Ob die Flüchtlinge ein Recht haben, Hilfe in Österreich zu suchen? Diese Frage hält sie nicht ab zu tun, was in ihren Augen die Menschlichkeit gebietet zu tun. Aber diese Frage soll sie noch lange begleiten und beschäftigen, aber zunächst einmal diskutierten nur die darüber, die nichts tun wollen.

Die Gollinger Frauen fahren zwei Mal die Woche nach Salzburg in die Parkgarage, um Kleiderspenden an die Flüchtlinge auszuteilen.

„Das Aufwühlendste für mich waren ihre Blicke“, meint Maria, „Die werde ich nie vergessen. Ängstliche, schüchterne, neugierige und auch verzweifelte Blicke.“

Das ist der Beginn ihrer Ehrenamtstätigkeit, die bis heute andauern soll. Als nämlich wenig später die Gollinger Ge-

meindevertretung das Projekt: „Golling hilft“ startet, sind es wiederum die beiden kfb Frauen, die gemeinsam mit der Pfarre, einigen aus der kfb Gruppe und anderen Freiwilligen konkrete Hilfe organisieren.

„Wir sind eine Gemeinde von 4000 Einwohnern, da ist es wirklich nicht schwer, ca. 20 Flüchtlinge aufzunehmen“, meint Barbara Windhofer. Und zunächst ist auch die Stimmung in der Bevölkerung freundlich und offen. Gemeindevertreter aller Parteien sprechen sich dafür aus, die renovierungsbedürftigen Gemeindewohnungen Flüchtlingsfamilien zur Verfügung zu stellen. Die Wohnungen werden gemeinsam adaptiert, die Bevölkerung spendet großzügig Kleidung, Spielsachen, Küchenutensilien und Gebrauchsgegenstände. Jeder freut sich darauf, die dankbaren und erstaunten Augen der Flüchtlingsfamilien zu sehen.

Aber die Flüchtlinge zeigen sich nicht so dankbar, wie die spendierfreudigen Gollinger dies erwarten würden. Sie sind wählerisch – beim Mobiliar, bei der Kleidung. Stapelweise landet Bettwäsche und Kleidung im Gymnastikraum des Kindergartens.

Warum schmeißen die so viele guterhaltene Sachen weg? Und warum trennen sie nicht den Müll, wenn man es ihnen erklärt? Warum essen sie das gute Schwarzbrot nicht? Wieso sparen die nicht Strom? Warum lassen sie die Fenster im Winter bei laufender Heizung den ganzen Tag aufgerissen? Warum brennt bei denen Tag und Nacht das Licht? Und warum ist die Polizei so oft da? Können die ihre Konflikte nicht wie zivilisierte Menschen in Ruhe lösen?

Die Stimmung in der Bevölkerung kippt.

Maria W. und Barbara W. spüren dies. Sie sind ratlos und verstehen selbst viel am Verhalten der Flüchtlinge nicht. Bemühen sich aber, nichts persönlich zu nehmen.

Sie machen einen Kurs in Virgil und beschließen, sich auf einen großen Lernprozess einzulassen. Sie wollen verstehen, soweit dies möglich ist, und aushalten, dass sie nicht alles verstehen können. Hintergründe, das ist das Zauberwort, sie wollen möglichst viele Hintergründe sammeln. Zunächst wird ihnen klar, dass die Flüchtlinge nicht alle gleich sind: Sie kommen nicht nur aus einer Ecke der Welt, sondern aus vielen Ecken und diese sind nicht selten verfeindet miteinander. Und selbst, wenn sie aus derselben Ecke kommen, sind sie oft unterschiedlich geprägt: Die einen traditionell, die anderen modern und weltoffen, die einen arm, die anderen reicher als viele Österreicher. Aber egal aus welchem Land sie kommen und welches soziale und religiöse Milieu sie geprägt hat, der Kulturschock ist bei allen gewaltig. Die Notwendigkeit mit dem neuen Leben und den neuen Bedingungen zurecht zu kommen, wirft die meisten auf sich selbst zurück, lässt keinen interessierten Blick über den eigenen Tellerrand zu.

Seelische und finanzielle Lebenssicherheit finden, ist nun die vorrangige Aufgabe. Erst dann ist mehr möglich. Er-

fahrungsgemäß kommt erst die 3. Generation, also die Enkelkinder, tatsächlich seelisch im Asylland an.

Eine weitere Tatsache, die Maria und Barbara heute als Konfliktpotenzial ausmachen, ist, dass diese kulturellen und sozialen Verschiedenartigkeiten der Flüchtlinge nun in einer gemeinsamen Wohnung aufeinanderprallen. Wer würde das schon unter normalen Umständen aushalten? Um wie viel schwerer ist dies in einer Situation der Flucht mit unsicheren Zukunftsperspektiven?

So gibt es etwa sunnitische Asylwerber aus reichen irakischen Familien, die unter den Sunniten eine gehobene Position gehabt haben und vergoldete Wasserhähne und Marmorbäder in prachtvollen Wohnungen installiert gehabt haben. Die aber flüchten mussten, weil nun die Schiiten an der Macht sind und sie nicht nur ihre Privilegien verloren haben, sondern wegen systematischen Kindesentführungen fast den Verstand verlieren. Sie wählen Sicherheit für den Preis eines ehemals wohlhabenden Lebens. Welches Neuland ist das für sie, in einem fremden Land ohne Ansehen und den gewohnten Lebensstandard auskommen zu müssen!?

Anders wieder Familien (z.B. aus Syrien), meist gebildet, aber nicht reich, die oft ihre gesamten Familien daheim haben lassen müssen. Wer sie auf ihre Heimat anspricht, der erntet Weinen und Einsamkeit. Denn sie fühlen sich allein hier und werden von der Sorge zerfressen, wie es denen daheim im Bürgerkrieg wohl geht.

Da liegen schon mal die Nerven blank und nicht einmal das Blaulicht der Polizei kann die Gemüter dann beruhigen. Und welcher Österreicher versteht schon, wie es ist, alles aufzugeben, wenn er nie alles aufgeben und hinter sich lassen hat müssen? Dazu müsste er mit den Flüchtlingen ins Gespräch kommen.

Maria Wieser und Barbara Windhofer wollen die Stimmung in der Gollinger Bevölkerung nicht ernsthaft kippen lassen. Sie suchen eine Möglichkeit, den Kontakt mit den Einheimischen zu fördern und damit auch mehr Verständnis wachsen zu lassen, und starten kurz vor Weihnachten 2017 einmal im Monat ein Begegnungskaffee am Montagnachmittag. Ihre Idee kommt auch wunderbar an – aber nur bei den Flüchtlingen. Die Einheimischen verirren sich nur selten in die Räume des Pfarrkaffees.

„Das hat uns beide schon sehr ernüchtert“, sagen sie unisono, „und mittlerweile sind wir auch ein wenig ratlos“, geben sie zu, „aber nicht frustriert!“ Sie wissen jetzt ganz einfach, dass Flüchtlinge zu betreuen keine einfache Sache ist, so wie Flüchten auch eine äußerst komplizierte Angelegenheit für die Seele ist.

„Aber für uns sind sie zu Freunden geworden“, sagen sie und fassen damit all ihre Gefühlsachterbahnen zusammen, die sie in vier Jahren Flüchtlingsbetreuung durchgemacht haben, „... wirkliche Freunde.“

Olivia Keglevic



Foto: kko699 / pixabay.com

Alte Spiele, die Kinder auch heute noch *gerne spielen*.

Ein Hit: Der Oma-/Opa-Dienst des Familienverbandes

Kinderliebende Seniorinnen und Senioren unterstützen Familien und verbringen Zeit mit ihren Leih-Enkeln und -Enkelinnen

In einer Zeit der Flexibilität und Mobilität verschlägt es junge Erwachsene durch ihre beruflichen Qualifikationen und Vorstellungen oft vom Land in die Stadt, in ein anderes Bundesland oder aus einer anderen Kultur zu uns nach Österreich. Alte, gewachsene Familienkonstruktionen funktionieren daher heute oft nicht mehr, weil die eigenen Großeltern oder Tanten zu weit weg wohnen und die kleine Familie deshalb nicht durch gelegentliches Aufpassen auf die Kinder unterstützen können. In Amerika hat die Vermittlung von Leihgroßeltern bereits

eine jahrhundertlange Tradition, bei uns liegt sie nun auch voll im Trend. Der Katholische Familienverband vermittelt erfolgreich seit über 20 Jahren mittlerweile 120 Leih-omas und einen -opa an Familien in Salzburg und im Tiroler Unterland. *frauen.kom* hat mit Elisabeth Lonski, Geschäftsführerin des Katholischen Familienverbands, gesprochen.

frauen.kom: Der Katholische Familienverband steht mit seinem Oma-/Opa-Dienst den Familien und Leihgroßeltern schon seit Jahren tatkräftig zur Seite. Was sind die Beweggründe, warum Sie von Familien kontaktiert werden?
Elisabeth Lonski: Meistens wollen Mütter nach der Karenz wieder in ihren Beruf einsteigen und suchen dann eine verlässliche Person, der sie vertrauen können, die fallweise auf das Kind oder die Kinder schaut, sie betreut und eventuell etwas mit ihnen unternimmt. Oder sie brauchen einmal Zeit für sich selbst, für Arztbesuche, Behördenwege, dringende Besorgungen, Zeit für den Partner, für

gemeinsame Unternehmungen, wie Kino-, Theater- oder Konzertbesuche etc.

frauen.kom: Sie sprechen das Thema Vertrauen an. Ist es denn schwierig, eine passende Aufsichtsperson zu finden?
Elisabeth Lonski: Vor allem müssen Leih-Oma oder -Opa und die Familien zusammenpassen. Schon bei den ersten Gesprächen kristallisieren sich Wünsche, Anforderungen und Vorlieben von beiden Seiten heraus. Der Oma-/Opa-Dienst ist ja eine familiennahe Form der Kinderbetreuung, die Betreuungszeiten sind regelmäßig oder gelegentlich je nach Vereinbarung. Oma oder Opa stehen nicht auf Abruf bereit und sind keine Haushaltshilfen! Ziel ist es natürlich, die Leihgroßeltern auf Dauer zu vermitteln, nicht nur für eine einmalige Beaufsichtigung.

frauen.kom: Warum übernehmen Senioren und Seniorinnen die Aufgabe, auf fremde Kinder aufzupassen?
Elisabeth Lonski: Es sind besonders kinderliebende Frauen

– im Moment haben wir nur zwei Männer – die meistens während der Woche Zeit und Freude daran haben, sich mit Kindern zu beschäftigen, zu spielen, hinauszugehen und Spaß zu haben. Meist haben sie noch keine eigenen Enkel oder es leben diese zu weit entfernt, sodass ein Aufpassen für sie dann unmöglich ist.

Sie haben Freude daran, ihre Erfahrungen und ihr Können an die Kinder weiterzugeben. Sie kennen zum Beispiel noch viele „alte“ Spiele, die die Kinder auch heute noch gerne spielen. Manche können gute Tipps geben, z.B. wie Hausmittel wahre Wunder wirken können. Außerdem ist es für jeden ein schönes Gefühl, noch gebraucht zu werden.

Elisabeth Lonski

Tipps und Tricks von unseren Leihgroßmüttern unter www.familie.at/omis-tipps

Wir brauchen Verstärkung: Werden Sie Wunsch-Oma oder Wunsch-Opa!

Wir suchen junggebliebene, rüstige, aktive, vertrauensvolle Seniorinnen und Senioren, die gerne regelmäßig oder gelegentlich Zeit mit Leih-Enkeln verbringen möchten, mit ihnen basteln, zeichnen, vorlesen, spazieren gehen, schaukeln, herumtollen, die Natur erkunden, vielleicht auch mal beim Lernen helfen und vieles mehr.

Rosemarie Forster (Salzburg)
Tel.: 0662 / 8047 – 1240

Eva Pletzer (Pinzgau)
Tel.: 0664 / 4988512

Elisabeth Unterberger (Kufstein)
Tel.: 0676 / 87466870

Das Buch Exodus

feministisch quer gelesen

Es ist klar: Frauen kommen in der Bibel vor, trotzdem wissen wir relativ wenig von ihnen. Sie haben oft keinen Namen, müssen sich über Männer, Väter, etc. definieren.

Ich absolviere derzeit einen anspruchsvollen Lehrgang: Frauen lesen Bibel anders. Dabei habe ich mich mit dem Buch Exodus auseinandergesetzt und die Frauen darin gesucht (und gefunden). Uns ist dieser Text – oder Teile daraus – recht geläufig, denn schon in der Volksschule erfahren wir über Mose, dass er von Frauen gerettet wird. Was nach einer romantischen Geschichte klingt und liebliche Ausmalbilder bereit hält, ist ein Machtbeweis von Frauen, die mutig genug sind, sich sogar gegen den Pharao zu stellen. Sie tricksen ihn regelrecht aus – auch eine seiner Töchter.

Da gibt es also die Anordnung des ägyptischen Herrschers, dass alle männlichen Nachkommen der Hebräer getötet werden sollen. Umsetzen sollen das zwei Frauen – zwei hebräische Hebammen. Sie sind in der Überlieferung so wichtig, dass sie sogar namentlich genannt werden: Shifra und Pua. Sie tricksen erfolgreich und nützen es aus, dass der mächtigste Mann im Land von Frauen, Schwangerschaft und Geburt keinen blassen Schimmer hat.

Zur Rede gestellt, erklären sie, dass die Hebräerinnen eigentlich keine Hebamme brauchen, wenn sie Nachwuchs zur Welt bringen – die sind nicht so zimperlich wie die Ägypterinnen!

Die Mutter des Moses hat keinen Namen. Sie ist einfach die Frau von ... Die ältere Schwester wird erst später als Miriam definiert, wobei nicht klar ist, ob das dieselbe Person ist. Auch die Tochter des Pharaos hat keinen Namen. Sie trickst ihren Vater ebenfalls erfolgreich aus. Solange der kleine Mose – sie gibt ihm diesen Namen – seine Mama braucht, wird er also von dieser versorgt – die Kosten dafür trägt der Hof! Dann kommt der Bub in den Palast des Pharaos – wohl in den Harem. So wird hier ein Kind unterschoben, das eigentlich gar nicht am Leben sein sollte.

All das interpretiert das Volk Israel dann als Zeichen der Allmacht JHWHs.

All das ist eine relativ knappe Sequenz innerhalb der mehr als 40 Kapitel dieses biblischen Buches. Die Frauen verschwinden rasch wieder aus dem Blickfeld – denn eigentlich geht es ja ausschließlich um diesen Mose. Doch wir Frauen dürfen uns mitnehmen: Ohne das Tun mutiger Frauen wäre das Buch Exodus nie geschrieben worden.

Imma Lammer



Foto: Jaso Morais Ferreira / Shutterstock.com

Meine Bibel-Liebungsstelle
besprochen von Maria Genoveva Gruber

Ich gebe euch
ein **neues Herz**
(Ezechiel 36, 26-27)

Ich gebe euch ein neues Herz und einen neuen Geist gebe ich in euer Inneres. Ich beseitige das Herz von Stein aus eurem Fleisch und gebe euch ein Herz von Fleisch. Ich gebe meinen Geist in euer Inneres und bewirke, dass ihr meinen Gesetzen folgt und auf meine Rechtsentscheidungen achtet und sie erfüllt.

Hierzu braucht es Unterstützung und Ausdauer. Was vermochte und vermag (Herzensbildung währt wohl ein Leben lang) mir persönlich Hilfe zu geben?

Die Begegnung mit Menschen mit Herzentiefe und glaubwürdigem Lebenszeugnis, jede Ansprache und Aussprache, jede Melodie, jede Geste, die im Herzen berührt und bewegt; die Schönheit und Heilkraft der Schöpfung; befreiende Impulse durch Reisen und Bildungsangebote; nährende und aufrichtende Gemeinschaft, Trost und Klarheit spendende Stille- und Gebetszeit, Treue zu den alltäglichen Aufgaben; das Ringen mit Licht- und Schattenseiten, so manche Unterbrechung und Überraschung im Leben ...

Mag sich ein Mensch im Prozess der Herzenerneuerung auch vorübergehend zurückziehen, bleiben von Gott bereitete Herzen letztlich nie nur für sich selbst fruchtbar. Im Gegenteil: Mit jedem lebensfrischen Herzen wächst die Lebendigkeit und Großherzigkeit einer Gemeinschaft, davon bin ich zutiefst überzeugt.

Ostern vor gut zwanzig Jahren haben mich diese Worte, die jährlich bei der Osternacht gelesen werden, tief ins Herz getroffen. Ich spürte: „Hier, jetzt bin ich mit meinem Herzen gemeint.“ Doch was das bedeuten sollte, lag mir fern. Ich habe auch heute keine fertige Erklärung. Diese Zusage Gottes, die der Prophet Ezechiel selbst aus eigener Erfahrung bezeugen konnte, gilt ja jeder und jedem von uns; wer sich mit offenem Herzen auf das Leben einlässt und seine Botschaft zu verstehen sucht, dessen Herz wird sich wandeln.

Das heißt, auch wenn die umgestaltende Bewegung von Gott aus geht, braucht es meinerseits die Bereitschaft, mich ansprechen und anschauen zu lassen, um so die verborgenen Motive und Verhärtungen des Herzens zu entdecken und aufdecken zu können. Das erfordert Mut und Einsichtigkeit und vor allem Vertrauen. Ich glaubte ja selbst nicht, wie verbarriadiert ein Herz sein kann, welche Schutzmechanismen ich mir im Laufe des Lebens angeeignet hatte, wohl um weitere Verletzung und Ausnützung zu verhindern. Ich sah die Notwendigkeit der Erneuerung nicht wirklich – bis mich das Angebot von gütigem Blick und liebevoller Vertrauenswürdigkeit tief genug erreicht hatten.

Herzensbildung ist ein heilsam-lösender und zugleich schmerzhafter Prozess, der oft genug in die Einsamkeit führt und uns vor viele Hürden in Bezug auf eingebaute Beziehungsmuster und eingefahrene Gewohnheiten stellt.

Hast du dich schon einmal *getraut*

der Stadt Salzburg in
ihr *wahres Gesicht*
zu sehen?

Ich würge euch mein Gesicht vor die Füße, denn das bin ich, das bin ich wirklich, ein innerlicher, halb verdauter Restbestand. Wollt ihr mich nicht sehen? Ich frage, wollt ihr mich nicht ansehen? Ich kratze euch blutig, kratze euch eitrig, kratze euch sehend, damit ihr mich betrachtet in meiner verpesteten, in meiner wahren Gestalt. Das bin ich. Hier ruht die Wahrheit, hier ruhen Wahrheiten. Ich bin nur noch eine Puppe, ständig in Reparatur, ständig krank, an mir wurden Fäden befestigt und die Festspiele, sie ziehen, sie ziehen – wann grabt ihr mich aus, Kinder? Wann grabt ihr mich aus.

Ich vergifte meine Kinder, ich verschlinge sie alle. Sie atmen mich ein, zementieren ihre Narben, werden wie ich. Wahren ihre Oberfläche, malen sich hübsch, malen sich ansehnlich, um die Wahrheiten tief darunter zu verbergen. Torkle ich durch meine Straßen, umglänzt mich barocke Kleidung. Meine Haare türmen sich höher, so gewaltig hoch, sie lenken ab von meinem Kopf, lenken ab von meinem Gesicht. Die Visagisten sagen: „Oh Kinder, schaut ihr nicht direkt in die Augen, bastelt lieber an der Länge ihrer Wimpern mit.“ Oh, meine gesamte Gesichtsfrost lässt Ängste platzen, denn die, die sich getraut haben, es anzusehen, fraßen sich dann auf. Ihr müsst euch trauen, der Krankheit in die Fratze zu sehen.

Ich weiß, ich wurde nie dafür geboren, authentisch zu sein, nur dafür geschaffen, perfekte Kunst zu spielen, auf den Bühnen der Welt jedermann zu schreien, doch ich möchte meine innere Wahrheit präsentieren. Die guten Werke nur noch Asche, der Glauben Illusion, doch es war genug Gewalt, jetzt will ich Recht. Ich will Wahrheit, ich will ich sein, hässlich, schmutzig und zerbrochen. Das ist den Menschen doch zumutbar. Will



hier niemand wissen, was noch in mir steckt? Will niemand wissen, was noch in mir birgt? Die Wahrheit, sie ist den Menschen zumutbar, doch peinlich ist sie auch. So peinlich.

Ich bin alt, ich breche, ich breche an mir selbst, daher bitte ich, schminkt mich endlich ab, entleert meine Därme. Das Spiel ist vorbei, die Bühne schon lange verlegt. Grabt mich aus, verbrennt mich, vernichtet jeden Ziegel und die Pflaster. Ich würge nur mehr Ekel, ich würge nur mehr Gift, das euch weiter in den steilen Abgrund ziehen wird. Ich kann meine Schichten nicht mehr tragen, denn nichts davon entspricht mir. Trinkt nicht mehr mein Salz, vertürmt mir auch den Rest der Burg.

Ich will raus.
Ich will raus.

Ich will aus meinem Bombenschutter raus und keine Leichengesichter mehr sehen, oh, keine Leichengesichter mehr zwischen meinen Falten sammeln, die dann verschminkt werden. Im ganzen Jahr stopfen sie mich aus, damit ich meine Haltung bewahre, überbauen meine Narben weiter, achten darauf, dass ich schweige und keine Leichenberge hochschwemme. Solange ich Geld pumpe, mein Gesicht nicht kotze, sondern weiter und immer weiter hinabwürge, lässt es sich hier leben, doch ich würge alles in mein Grundwasser und ihr trinkt es, atmet mich tief ein und mit jedem Atemzug stärkt sich das

Bewusstsein, ihr könnt genauso wenig ihr selbst sein wie ich.

Oh, ihr lebt in mir, ihr sterbt mit mir. Ihr grabt mich nicht aus? Dann begrabe ich euch in mir. Ihr wollt meine Spielstätten besuchen? Oh, ich führe euch gerne an den Bergen hinab. Kinder, schauen wir uns in die Augen, schaut mir endlich in die Augen, dann lasse ich euch leben. Zertrümmert und entleert mich, lasst mich nackt stehen und wenn alle mich gesehen haben, wenn die Hässlichkeit ins Bewusstsein gedrunken ist, baut mich wieder auf, pflastert meine Wunden sauber, gebärt mich von Neuem. Dann, dann schenke ich euch ein Leben, eines, das wahr ist und in dem die Grenzen zwischen Hässlich und Schön so stark verschwimmen, dass wir ein neues Wort dafür benötigen. Grabt mich aus oder ich breche eure Pinsel, ich zertrümmer' eure Stifte und am Ende, da bohre ich euch die Splitter in die Augen, zersprengte meine überschlagene Kunst und ramme euch die bunten Reste in eure Hälsen hinein, damit ihr einmal wisst, wie man barocke Kunst erbricht. Kinder, ich will endlich wieder frei atmen, ich will neue Seiten von mir kosten. Bitte. Und sonst – schwemme ich euch nicht nur die Leichen durch die Straßen, nein, ich reiße euch mit. Lasst mich verenden, damit wir neu anfangen. Lasst es uns endlich tun.

Schaut mir ins Gesicht, bitte. Bitte holt mich endlich raus. Bitte.

Sara Gerner